

## **Biblioteca Digital Curt Nimuendaju**

<http://biblio.etnolinguistica.org>

Ehrenreich, Paul. 1891. Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse. *Petermanns Mitteilungen*, 37. Band, p. 81-89, 114-124.

Permalink: [http://biblio.etnolinguistica.org/ehrenreich\\_1891\\_einteilung](http://biblio.etnolinguistica.org/ehrenreich_1891_einteilung)

O material contido neste arquivo foi escaneado e disponibilizado online com o objetivo de tornar acessível uma obra de difícil acesso e de edição esgotada, não podendo ser modificado ou usado para fins comerciais. Seu único propósito é o uso individual para pesquisa e aprendizado.

Possíveis dúvidas ou objeções quanto ao uso e distribuição deste material podem ser dirigidas aos responsáveis pela Biblioteca Digital Curt Nimuendaju, no seguinte endereço:

<http://biblio.etnolinguistica.org/index:contato>

O presente trabalho, extraído de volume digitalizado pelo projeto Google Books, foi disponibilizado pela equipe da Biblioteca Digital Curt Nimuendaju em julho de 2010.

DR. A. PETERMANN'S

40892

# MITTEILUNGEN

AUS

JUSTUS PERTHES' GEOGRAPHISCHER ANSTALT.

HERAUSGEGEBEN

VON

PROF. DR. A. SUPAN.

37. BAND, 1891.



GOTHA: JUSTUS PERTHES.

# Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse.

Von Dr. Paul Ehrenreich.

(Mit Karte, s. Taf. 6.)

Unaufhaltsam schwinden in unsrer Zeit die Naturvölker vor der andringenden Zivilisation dahin oder gehen doch ihrer Eigenart verlustig. Fast scheint es, als sei bereits jetzt jede Aussicht entschwunden, das Völkerleben einer gröfsern „geographischen Provinz“ in seiner Gesamterscheinung erforschen zu können, indem die werdende Wissenschaft der Völkerkunde ihr Material von vornherein nur noch in Gestalt zusammenhangsloser Bruchstücke vorfindet.

Wenn in Afrika, dem vor wenigen Dezennien noch fast unerforschten Erdteile, die vordringenden Pioniere der Zivilisation die Eigenart der dortigen Urvölker bereits verwischt finden, indem der Islam altheidnischen Brauch und Sitte, europäische Industrieartikel, durch arabische Händler eingeführt, lange vor dem Erscheinen des weifsen Mannes die nationalen Geräte und Waffen verdrängten, was ist da noch in den Ländern der Neuen Welt zu erwerben, die seit drei Jahrhunderten schon den Einflüssen europäischer Besiedelung ausgesetzt sind?

Glücklicherweise liegen hier die Verhältnisse lange nicht so ungünstig, als es scheint. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas freilich sind die Rothäute bereits im vollen Umwandlungsprozess begriffen; im Süden hat die Argentinische Republik neuerdings mit Gewalt den Nacken der unbändigen Söhne der Pampas gebrochen, so dafs nur noch in den entlegenen Gegenden des Chaco und Patagoniens sich unabhängige Stämme erhalten haben, während in den Küstenländern des Stillen Ozeans mehr eine friedliche Assimilation zwischen der einheimischen und der eingewanderten Rasse zu stande kam.

Ganz anders steht es mit den unkultivierten Gegenden im Osten der Kordilleren, deren weitaus gröfster Teil innerhalb der Grenzen Brasiliens liegt.

In den ungeheuren Urwaldgebieten des Amazonenstromes und seiner gewaltigen Nebenflüsse, auf den unermesslichen Camposfluren des innerbrasilianischen Plateaus leben noch heute zahlreiche Völkerschaften, die den Einflüssen europäischer Kultur völlig entrückt sind, die zum guten

Petermanns Geogr. Mitteilungen. 1891, Heft IV.

Teil selbst von der Existenz des weifsen Mannes noch nichts vernahmen.

Hier bietet sich dem Ethnologen noch eine Fülle des wertvollsten Materials, das nach endlicher Bergung und Verarbeitung uns das Völkerleben eines zusammenhängenden Ländergebietes erschliessen wird, welches seiner Ausdehnung nach dem europäischen Kontinente nur wenig nachsteht. Aber auch hier gilt der Mahnruf: „Periculum in mora!“

Bis heute war Brasilien in ethnologischer Beziehung eins der unbekanntesten Länder; auf keinem Gebiete der Erde ist die wissenschaftliche Kenntnis seiner Urbewohner so weit hinter der der Flora und Fauna zurückgeblieben, als hier.

Es liegt dies natürlich zunächst an der mangelhaften geographischen Erforschung dieses ungeheuren Reiches, das mindestens zur Hälfte noch als terra incognita zu betrachten ist.

Aber auch die Art und Weise, wie das bis jetzt bekannte Gebiet erschlossen wurde, war einem genauern Studium der ethnographischen Verhältnisse wenig förderlich. Durch die Berichte der ersten Seefahrer, welche Brasiliens Ostküste im XVI. Jahrhundert betraten, erhielten wir die ersten ausführlicheren Nachrichten über die kriegerischen, weitverbreiteten Tupistämme dieser Gegenden. Als diese dann mehr und mehr vor der zunehmenden Kolonisation zurückwichen, wurden ihre Reste wie im spanischen Amerika in den Jesuitenmissionen vereinigt. Ihr Idiom, als lingua geral zur Missionssprache erhoben, wie im Süden das Guarani, blieb bis vor kurzem die einzige genauer bekannte brasilianische Sprache. Zahlreiche Mitteilungen über Lebensweise, Sitten und Einrichtungen dieser Völker sind uns in den Missionsberichten überliefert. Wenn auch nicht immer unparteiisch und vorurteilsfrei, sind sie doch bis heute unsere wichtigste Quelle für die Kenntnis jener verschwundenen Küstenstämme. Die segensreiche Thätigkeit der Jesuiten fand aber bald ihr Ende.

Schon im Anfang des XVII. Jahrhunderts begannen die Raubzüge der Paulisten. Banden verwegener Abenteurer drangen von der Kapitanie São Paulo aus in verschiedenen Richtungen weiter und weiter in das Binnenland ein. Als Goldsucher und Sklavenjäger durchmachten sie unter unsäglichem Mühsalen und Schwierigkeiten die ungeheuren Ländergebiete des Innern bis über den obern Paraguay hinaus zu den Quellflüssen des Madeira, nach Norden bis gegen die Amazonasmündung. Die Habsucht und Grausamkeit dieser Mordbrenner raffte einen großen Teil der Urbevölkerung dahin. Was nicht in die unzugänglichsten Wildnisse flüchten konnte, verfiel dem Schwerte oder der härtesten Sklaverei. Nicht einmal die wohlgeschlossene Macht des Jesuitenordens war auf die Dauer im stande, den Eindringlingen Widerstand zu leisten. Nur auf spanischem Gebiet vermochten die Missionen sich einigermaßen zu halten. Erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts wurden in Goyaz und an einigen Punkten des Amazonasgebietes wieder Versuche gemacht, die Eingebornen, deren Zivilisierung schon damals jedem Einsichtigen als eine Lebensfrage für jene ungeheuren, schwach bevölkerten Gebiete erschien, wieder in Missionsniederlassungen zu sammeln. Die Aufhebung des Jesuitenordens zerstörte jedoch alles wieder. Unter der Mißwirtschaft des weltlichen Regiments ist die Katechese schließlichs auf dem unbeschreiblich traurigen Standpunkt angelangt, auf dem wir sie heute sehen.

Die Forschungsexpeditionen, welche die Regierung schon im vorigen Jahrhundert aussandte, verfolgten naturgemäß ausschließlichs praktische Zwecke, vor allem die Aufsuchung von praktikablen Verkehrswegen, hydrographische Aufnahmen der so riesig entwickelten Stromsysteme, Minenexplorationen &c. Der indianischen Bevölkerung ging man dabei möglichst aus dem Wege; nur selten wurde nebenbei die Gelegenheit benutzt, Nachrichten über sie zu sammeln.

So erfuhr man von den zahllosen Horden des Binnenlandes, den Tapuya, wie die Küstenindianer sie nannten, nur äußerst wenig.

Minder empfänglich für Bekehrungsversuche, galten sie von alters her für „bichos do mato“, wilde Tiere, deren Menschenrechte durch besondere päpstliche Bullen proklamiert werden mußten. Erst die eingehendere naturwissenschaftliche Erforschung des Landes durch die europäischen Reisenden der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts brachte auch für die Kenntnis der Stämme des Innern reicheres Material bei, welches bis in die sechziger Jahre das einzige blieb. Leider entspricht nur weniges davon unsern heutigen Anforderungen, da die Zeit für die Ethnologie als besonderer Wissenschaft noch nicht gekommen war. Nur der klassischen Beschreibung, die der Prinz von Neuwied

von den Botocudos gegeben hat, kann aus dieser Periode dauernder Wert zuerkannt werden.

Man muß übrigens zugestehen, daß seit der Unabhängigkeitserklärung des Reiches auch bei der einheimischen Gelehrtenwelt sich ein reges Interesse für das Studium der Ureinwohnerschaft ihres Landes geltend machte. Zahlreiche Abhandlungen der „Revista trimestral“ des historisch-geographischen Instituts in Rio geben davon Zeugnis. Anstatt jedoch unbefangene selbständige Beobachtungen anzustellen, beschränkte man sich im wesentlichen darauf, die ältern Nachrichten über die Küsten-Tupi, deren Sprache bis auf die neueste Zeit eifrig studiert wurde, zu kommentieren. An die Untersuchung der noch heute existierenden wilden Tupistämme des Innern wurde nicht gedacht, noch weniger befaßte man sich mit dem Sprach- und Völkergewirr der Nichttupi oder Tapuya.

Die einseitige Berücksichtigung eines verhältnismäßig kleinen Bruchteils der brasilianischen Urbevölkerung führte zu den weitgehendsten Verallgemeinerungen. Die Tupi galten immer mehr als die brasilianischen Indianer *κατ' ἐξοχήν*, ihre Sprache als die „allgemeine Brasiliens“ die *lingua geral brasílica*, von der man die übrigen, so gut es gehen wollte, abzuleiten suchte. Es bildete sich, wie einst in Europa eine Keltomanie, so hier eine Tupimanie heraus. Kein Wunder, daß auch europäische Reisende und Gelehrte, die aus solchen Quellen schöpften, unter dem Banne einer so beschränkten Auffassung standen.

Bei Orbigny tritt dies besonders auffällig hervor. Außer den Botocuden faßt er sämtliche brasilianische Stämme zu einer „race brasilo-guaranienne“ zusammen! Er gab den ersten Anlaß zu der später von Martius weiter verfochtenen Identifizierung der Tupi mit den Karaiiben, deren Unhaltbarkeit erst in der neuesten Zeit erkannt wurde. Sein Werk, welches übrigens den körperlichen Habitus der von ihm selbst gesehenen Stämme mustergültig beschreibt, ist zugleich ein vortreffliches Beispiel für die Vergeblichkeit aller Bemühungen, Völker nach anatomischen Gesichtspunkten klassifizieren zu wollen.

Noch im Jahre 1867 erwähnt die nachgelassene Schrift des verdienten Forschers Woldemar Schulz: „Kultur- und Naturstudien über Südamerika und seine Bewohner“<sup>1)</sup>, welche eine Gesamtübersicht über die brasilianischen Stämme geben soll, der wichtigsten und zahlreichsten derselben mit keinem Worte. Es werden darin ebenfalls nur die Tupivölker berücksichtigt.

Von ältern Autoren kommt für uns heute nur noch Martius in Betracht. Er war der erste, der es unternahm, auf Grund des gesamten damals vorhandenen Mate-

<sup>1)</sup> Leipzig 1867.

rials und langjähriger eigener Beobachtungen ein vollständiges Bild dieser Urvölker zu geben, indem zum erstenmal auch die Tapuanationen gebührende Berücksichtigung fanden. Sein Verdienst ist es, unter diesen die Gês als selbständige Völkergruppe zusammengefaßt und charakterisiert zu haben.

Die staunenswerte Beherrschung des weit zerstreuten, oft schwer zugänglichen Materials, die glänzende Darstellungsweise, der tiefe sittliche Ernst des edlen Menschenfreundes, der aus jeder Zeile spricht, werden diesem Werke stets einen Ehrenplatz in der Litteratur über Brasilien sichern. Martius' Anschauungen blieben bis heute maßgebend, in seinem Werke sah man den festen Grund zum Aufbau einer Ethnographie Brasiliens gelegt.

Die Fehler, an denen seine Auffassung leidet, sind erst neuerdings klar geworden.

Martius hat persönlich niemals von der Zivilisation völlig unberührte Stämme kennen gelernt. Es waren vielmehr entweder solche, die im Bereich der Katechese standen, oder die, wie die Miranha am Yapura, an sich unabhängig, durch Handelsverkehr mit den Weißen — und noch dazu den unsittlichsten, den es gibt, den Sklavenhandel — demoralisiert waren. Er malt infolgedessen die Verhältnisse der Eingebornen in zu düstern Farben und schlägt den Kulturgrad und die Entwicklungsfähigkeit der Indianer entschieden zu gering an.

Zweitens aber stand auch er noch zu sehr unter dem Einfluß der Tupimanie. Er überschätzte die Ausdehnung und Bedeutung des Tupivolkes und richtete durch Wiederaufnahme des alten v. Orbnignyschen Irrtums einer nahen Verwandtschaft der Karaiben mit den Tupis und durch eine unzulässige Zusammenfassung ethnologisch und linguistisch völlig getrennter Stämme zu der sogenannten Guck-Familie auf neue Verwirrung an.

Endlich trug seine ganz unbegründete Annahme unlöslicher Völkerzüge, Spaltungen von Stämmen und Vereinigung heterogener Elemente zu neuen Horden, von ihm als *colluvies gentium* bezeichnet, ferner von Sprachentausch und ins ungemessene sich fortsetzenden Sprachveränderungen wesentlich dazu bei, an der Möglichkeit einer Lösung der sich hier bietenden ethnologischen Probleme verzweifeln zu lassen und die Forschung von einer so undankbaren Aufgabe abzuschrecken.

Obwohl nun in den beiden letzten Dezennien das ethnologische Material durch Forscher wie Hartt, Barboza Rodriguez, Netto, Ferreira Penna, Couto Magalhães, Crevaux u. a. wesentlich vermehrt wurde, blieben Martius' Ansichten unangefochten, seine Einteilung der Stämme wurde ohne weiteres adoptiert — namentlich ihr Hauptfehler, die höchst unklare Einordnung der Karaiben in die Tupi und

„Guckgruppe“ —, ganz ungenügend war noch immer der linguistische Teil der Forschung, indem man hierin bis vor kurzem nicht viel weiter gekommen war, als zur Zeit der Jesuitenmissionen. Auch das anthropologische Material blieb höchst dürftig und beschränkte sich fast ausschließlich auf die Küstenstämme. Die kühnen Hypothesen, welche man sich damit zurecht konstruierte, vermochten über den Mangel an brauchbaren Beobachtungen nicht hinwegzutäuschen.

Etwas besser stand es mit der ethnologischen Forschung in einigen Nachbargebieten Brasiliens, besonders in Guyana. Die Reisen Crevaux' und die Bearbeitung seiner linguistischen Ausbeute durch Lucien Adam warfen auch auf die stammverwandten brasilianischen Völker einiges Licht. Es gelang, die Karaiben und Maipurestämme als fest bestimmte Gruppen voneinander zu scheiden. Seine wahre Bedeutung erreichte dieses Ergebnis erst durch die erste Befahrung des Rio Xingu durch Dr. von den Steinen im Jahre 1884, mit der nunmehr eine ganz neue Periode für die Ethnographie Südamerikas beginnt. Die Entdeckung, daß im Zentrum des Kontinents sich Vertreter der hauptsächlichsten Völkergruppen Brasiliens auf einer fast präcolumbischen Kulturstufe erhalten haben, führte diesen Forscher zur Aufstellung einer neuen Klassifikation der Stämme und hypothetischer Darlegung ihrer Wanderungen.

Die wichtigsten Thatsachen, welche diesem neuen System zu Grunde lagen, waren folgende:

1) Die Karaiben sind ethnologisch-linguistisch von den Tupis durchaus zu trennen.

2) Echte Karaibenstämme (die Bakairi) haben sich im Zentrum Südamerikas erhalten, von wo sie allmählich bis Guyana vorrückten, ein Ergebnis, zu dem auch Lucien Adam unabhängig davon auf Grund seiner theoretisch-linguistischen Studien gelangt war.

3) Die von Martius aufgestellte „Guck-Familie“ ist als solche unhaltbar, da sie durchaus heterogene Elemente umfaßt. Einige derselben erweisen sich als klare Karaiben, die Mehrzahl aber gehört der Maipure-Gruppe (Gilij. L. Adam) an, für welche v. d. Steinen, wegen des für ihre Sprachen so charakteristischen Pronominalpräfixes *nu* und mit Rücksicht auf das am frühesten bekannt gewordene Idiom dieser Sippe, das Aruak, den Namen der *Nu-Aruak-Gruppe* vorschlug.

So waren nunmehr außer den Tupi und den Gês zwei weitere Hauptfamilien klar bestimmt.

Die zweite Expedition d. J. 1887/88, welche unter der Leitung v. d. Steinens eigens zum Zweck des genaueren Studiums der obern Xingustämme auszog, konnte diese Resultate in allen wesentlichen Punkten bestätigen.

Zwar verhinderte eine dreimonatliche Verspätung in-

folge unvorhergesehener Ereignisse die vollständige Lösung der Aufgabe, aber die Ausbeute war bei dem Besuch von sieben neu entdeckten, den verschiedensten Sprachfamilien angehörigen Stämmen immerhin beträchtlich. Es schloß sich hieran die Untersuchung zweier andrer wenig bekannter Nationen der Provinz Matto grosso, der Pareci und Bororo, und endlich wurde durch meine eignen Beobachtungen bei einigen Stämmen der Provinz Goyaz und des Rio Purus im Amazonasgebiet das ethnographische Bild dieser innern Gegenden noch weiter vervollständigt.

Es könnte verfrüht erscheinen, vor völliger Durcharbeitung des gesammelten Materials bereits eine umfassende Übersicht der brasilianischen Stämme zu geben. Angesichts einiger Publikationen der neusten Zeit, die, noch ganz auf den ältern Anschauungen fußend, nicht einmal die längst veröffentlichten Resultate der ersten Xingu-Expedition berücksichtigen, ist es jedoch gerechtfertigt, in Form einer vorläufigen Mitteilung wenigstens die Hauptzüge des ethnographischen Bildes nach dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse zu entwerfen.

## II.

Noch vor wenigen Jahren erschien jede Bemühung, in dem Chaos der südamerikanischen Stämme und Sprachen sich zurechtzufinden, so gut wie aussichtslos. Man hatte sich zu sehr daran gewöhnt, hier nur ein zusammenhangsloses Gemisch großer und kleiner, bunt durcheinandergewürfelter Horden zu sehen, die, in fortwährender Wanderung und seit Jahrhunderten andauernder babylonischer Sprachverwirrung begriffen, jeder klaren Klassifikation spotteten.

Wir wissen jetzt, daß die Dinge weit einfacher liegen. Erstens nämlich ist die außerordentliche Vielheit der Stämme nur scheinbar. Unsre ethnographischen Karten weisen fast durchweg nur Hordennamen auf, von denen immer eine ganze Anzahl, die dieselbe oder doch eine nur dialektisch abweichende Sprache redet, zu einem Volksstamme zusammengefaßt werden muß. Sehr häufig bezeichnen sich diese kleinern Tribus mit einem gemeinsamen Stammesnamen, der indes nicht immer leicht zu ermitteln ist.

So nennen sich die von den Brasilianern als zwei Stämme unterschiedenen Chavantes und Cherentes beide Akuä und sind, da auch ihr Idiom das gleiche ist, als ein Volk aufzufassen. Am obern Purus finden sich auf den Karten ein Dutzend Stammnamen angegeben, die aber sämtlich nur einzelne Horden desselben Volkes der Ipurina oder, wie sie sich selbst nennen, der Kangiti bezeichnen. Das Volk der Nahuqua im Xingu-Quellgebiet wird mit acht oder neun verschiedenen Hordennamen aufgeführt. Solche Beispiele ließen sich in großer Anzahl beibringen. Eine linguistisch-ethnographische Karte von Europa, in welcher alle Dialekte

als Sprachen besonderer Volksstämme bezeichnet sind, würde ohne Zweifel ein mindestens ebenso buntscheckiges Bild geben, als die entsprechende Darstellung Brasiliens.

Die Mehrzahl dieser aus verschiedenen benannten kleinern Horden gebildeten Stämme läßt sich nun gruppenweise zu größern Familien vereinigen, deren Sprachen wenigstens lexicalisch durchaus verschieden sind. Vorläufig lassen sich die folgenden sicher konstatieren: Tupi, Gês, Goytacás (Waitaka), Karaiben, Nu-Aruak oder Maipure, Pano, Miranha, Guaycuru (Waikuru).

Es läßt sich zweitens zeigen, daß die einzelnen Stämme nicht im chaotischen Durcheinander, sondern je nach der größern Sprachgruppe, der sie angehören, in ganz bestimmten Territorien vereint leben. So ergeben sich sechs oder acht geographische Bezirke, die vorwiegend von je einer Völkerfamilie eingenommen werden.

Wanderungen haben natürlich im weitesten Umfange bis in die neueste Zeit stattgefunden, aber, wie es scheint, meist in ziemlich regelmäßiger Weise, nach bestimmten Richtungen, in kompakten Massen. So haben die Gês sich vom Osten nach dem Westen bis zum Xingu, die Karaiben aus dem Quellgebiet des Xingu und Tapajoz, den Flüssen folgend, bis Guyana, die Nu-Aruak-Stämme von den Küstenländern des Antillenmeeres nach SW ausgebreitet. Bei den Tupi endlich läßt sich eine radienartige Ausstrahlung von dem Zentrum des Kontinents aus nachweisen. Überall aber bleibt die Kontinuität eines jeden Völkerzuges im wesentlichen erhalten.

Nur hier und da findet sich innerhalb eines Völkerbezirks ein fremdartiges Element. So leben die Karaya mitten unter den Gês-Stämmen der Provinz Goyaz getrennt von ihren Stammesgenossen am Xingu durch dazwischengeschobene Kayapo; ebenso sind die Karipuna am Madeira von ihren Stammesgenossen am Ucayale durch Aruakstämme abgedrängt. Ferner haben wir Beispiele, daß Stämme und Horden, um ihren Feinden zu entgehen oder günstigere Ländereien aufzusuchen, sich von ihren Genossen getrennt haben und nach weit entlegenen Gegenden gewandert sind.

Die Yuruna sind seit den letzten 40 Jahren den Xingu immer weiter aufwärts gezogen, während die Karaibenstämme des Zentrums sich nach Nordosten ausdehnten. Schon in älterer Zeit bildeten die Pimenteira eine „Karaibeninsel“ inmitten der Tupi- und Gêsstämme, der heutigen Provinzen Pernambuco und Piauhy.

Indessen ist die Zahl solcher versprengten Stämme doch nur gering im Vergleich zu jenen größern Gemeinschaften, deren jede ihrem Verbreitungsgebiet den Charakter einer wohl abgegrenzten ethnographischen Provinz verleiht. Da außer den Gêsvölkern fast sämtliche Stämme in erster Linie Fischer und Ackerbauer sind, so mußten allein schon da-

durch Wanderungen sich in ziemlich engen Grenzen halten, wenn nicht Einbrüche feindlicher Horden oder ungenügende Lebensbedingungen zum Aufsuchen neuer Wohnsitze nötigten. Letzteres scheint aber durchaus nicht sehr häufig gewesen zu sein; es wäre sonst völlig unerklärlich, daß jede der linguistisch klar unterscheidbaren Gruppen einen bestimmten, relativ gut abgegrenzten Bezirk innehat.

### III.

Die ethnographische Einteilung einer Urbevölkerung, wie die Brasiliens, bei der es noch zu keiner Differenzierung in Nationalitäten, zu keiner Staatenbildung gekommen ist, läßt sich allein auf linguistischer Basis durchführen, schon deswegen, weil die einzelnen Völker nur an ihren Sprachen unterscheidbar sind. Ihre körperlichen Merkmale dürfen dagegen nur mit größter Vorsicht für eine Klassifikation mit herangezogen werden.

Unmethodische Verwertung rassenanatomischer Befunde für die Behandlung rein ethnographischer Fragen würde hierbei dieselbe Verwirrung schaffen, die sie in der europäischen Völkerkunde schon zur Genüge angerichtet hat. Die physische Anthropologie hat sich mit den Amerikanern als Rasse, nicht aber mit den Völkern, welche dieser Rasse angehören, zu befassen. Für die Völkerkunde kommt der Rassenanatomie nur eine beschreibende Aufgabe zu, insofern sie nämlich die Typen körperlicher Bildung, welche die einzelnen Völker zeigen, charakterisiert und so die Variationsbreite der Rasse feststellt. Die Verwandtschaft dieser anthropologischen Typen untereinander zu ermitteln, vermag sie aber allein nicht, da der Beweis, daß ähnliche Typen gleichen, verschiedene Typen verschiedenen Ursprungs sind, ohne Berücksichtigung der Sprachen, kaum je geführt werden kann. Gleiche oder verwandte Sprachen deuten immer mindestens sehr nahe und andauernde Beziehungen der betreffenden Völker zu einander, meistens geradezu Blutsverwandtschaft an. Vorliegende Arbeit steht in dieser Frage durchaus auf dem Standpunkt, den Gerland und Stoll verschiedentlich so energisch vertreten haben. Von welcher grundlegenden Bedeutung das linguistische Einteilungsprinzip gerade für die südamerikanischen Stämme ist, hat Im Thurn so treffend dargelegt, daß darüber kaum noch etwas zu sagen bleibt<sup>1)</sup>.

Selbsterständlich ist bei alledem die genauere anthropologische Untersuchung dieser Urvölker eine äußerst wichtige Aufgabe. Die Frage nach dem Verhältnis der amerikanischen Rasse zu den altweltlichen, namentlich der mongolischen, bekanntlich eins der Hauptprobleme der Anthropologie, wird sich erst nach exaktestem Studium der

körperlichen Erscheinungsformen, in welchen die Urbevölkerung Amerikas eine so verwirrende Mannigfaltigkeit aufweist, lösen lassen. Wir stehen in dieser Beziehung kaum in den ersten Anfängen unsrer Kenntnis.

Aber auch die Ethnographie würde daraus Nutzen ziehen. Erstens nämlich werden die auf linguistischem Wege erlangten Resultate durch anthropologische Befunde oft in überraschendster Weise bestätigt. So zeigen z. B. die den Bakairi sprachlich nahe verwandten Apiaka des untern Tocantins trotz der enormen Entfernung, welche heute beide Völker trennt, einen völlig gleichen körperlichen Habitus.

Zweitens bedürfen wir der körperlichen Merkmale da, wo die Sprache uns nicht mehr zu leiten vermag. So sind wir oft genötigt, aus menschlichen Resten, namentlich Schädeln, auf ihre Stammeszugehörigkeit zu schließen. Es ist dies jedoch nur unter zwei Voraussetzungen möglich. Der betreffende Schädel muß einen Typus zeigen, dessen Vorkommen in relativer Häufigkeit bei dem fraglichen Stamme bereits konstatiert ist. Ferner muß der Fundort des Schädels innerhalb des gegenwärtigen oder sicher nachgewiesenen frühern Verbreitungsgebiets der betreffenden Völkerschaft liegen. Finden sich beispielsweise in späterer Zeit am rechten Araguaya-Ufer auffallend hohe, stark dolichocephale Schädel mit glatter, schmaler Stirn und weit offenen Kieferwinkeln, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß man es mit Karayaeschädeln zu thun hat. Finden sich dagegen auf dem linken Ufer niedrige, stark brachycephale Schädel mit kräftigen Stirnwülsten, schwach entwickelten Nasenbeinen und tief eingesenktem Nasenansatz, so können diese mit vollkommener Sicherheit den Kayapo zugeschrieben werden. Wir kennen eben den Schädeltypus, der für die genannten Stämme charakteristisch ist, und zugleich dessen Verbreitungsbezirk. Außer dem Befunde der Schädelvergleiche kommt also immer noch das geographische Moment in Betracht. So selbstverständlich dies erscheint, so oft wird dagegen verstofsen. Hat doch selbst ein namhafter Anthropolog auf Grund der Ähnlichkeit eines deformierten prähistorischen Schädels aus Südrußland mit peruanischen geschlossen, daß Peruaner und jene alten Bewohner Südrußlands ein und dasselbe Volk seien!

Daß man in unsrer Zeit die Sprache als Einteilungsprinzip gegenüber den physischen Merkmalen hat etwas in den Hintergrund treten lassen, beruht im wesentlichen auf zwei Bedenken, die an sich ganz berechtigt sind.

Der Fall, daß ein Volk die Sprache eines andern annimmt, ist nicht selten. Warum sollte nicht auch in Amerika bei den fortdauernd stattgehabten Wanderzügen und der dabei unvermeidlichen feindlichen Berührung der unterliegende Teil im Verhältnis der Abhängigkeit von den Siegern zur Annahme der Sprache der letztern genötigt

<sup>1)</sup> Im Thurn: Among the Indians of Guyana, S. 163.

worden sein, wie dies in der Alten Welt im großen Umfange geschehen ist? Dieser Einwand ist in Wirklichkeit wenig stichhaltig. Abgesehen davon, daß in Südamerika Völkerverschiebungen in dem gemeinhin nach Martius' Vorgange angenommenen Umfange wahrscheinlich gar nicht stattgefunden haben, darf man das, was für Kultur- und Halbkulturvölker gilt, nicht ohne weiteres auch auf die Naturvölker übertragen. Die Hauptbedingung für das Zustandekommen einer Sprachübertragung ist da gegeben, wo eine überlegene Kulturmacht minder entwickelte Völker unter ihre Botmäßigkeit bringt, mit ihrer Kultur auch ihre Sprache einführend. Wie dies in Europa durch die Römer, so ist es in Südamerika durch die Incas geschehen. Ob jedoch unter kulturlosen, zerstreuten Stämmen Brasiliens jemals etwas Ähnliches stattfand, ist sehr fraglich und müßte wenigstens einmal an einem klaren Falle nachgewiesen werden, ehe man solcher Annahme wegen das linguistische Einteilungsprinzip und damit jede ethnologische Klassifikation überhaupt aufgibt; wo wirklich einmal ein Stamm seinen Feinden erliegt, hört er eben als solcher zu existieren auf.

Etwas anderes ist es, wenn im friedlichen Verkehr zwischen nahe beisammen wohnenden Stämmen eine Art *lingua franca* sich ausbildet. Die wichtigsten Wörter der einen oder der andern Sprache werden als allgemeines Verständigungsmittel benutzt; wo sie nicht ausreichen, hilft die bei allen Indianern im höchsten Maße entwickelte Fertigkeit mimischer Mitteilung.

Der Reisende wird daher in solchen Gegenden im Munde des einen Stammes Wörter aus der Sprache eines andern hören, die aber nur dem Fremden gegenüber verwendet werden. So sind bei allen Xingustämmen Tupi- und Bakairiwörter im Umlauf. Die Verwendung solcher Fremdwörter hat jedenfalls sehr zu der übertriebenen Vorstellung von der Verbreitung der Tupivölker beigetragen. Sie veranlaßte Martius, von Stämmen zu sprechen, die ihre eigentliche Sprache verloren, um ein aus allen möglichen Idiomen zusammengesetztes „Rotwelsch“ anzunehmen. Letzteres dürfte in Wirklichkeit nur auf Missionsdörfern vorkommen, wo absichtlich Angehörige der verschiedensten Völkerschaften vermengt werden, schwerlich aber bei freien Stämmen. Das zähe Festhalten an der Stammsprache ist ein Hauptcharakterzug des Amerikaners. Wo die eingeborne Bevölkerung in Masse zusammensitzt, haben sich auch die einheimischen Sprachen trotz der eindringenden europäischen Zivilisation erhalten, wie das Ketšua und Aymara in Peru, das Guarany in Paraguay. Für Brasilien darf man behaupten, daß die eingewanderte Bevölkerung mehr indianische, speziell Tupi-Wörter, in ihre Sprache aufgenommen hat, als umgekehrt. Die Karayahi am Araguaya

haben während des hundertjährigen Verkehrs mit den Weißen keine andern Wörter adoptiert, als die Bezeichnungen der für sie wertvollsten Handelsartikel.

Ein andrer Einwand betrifft die Sprachänderung, welcher angeblich die nicht durch die Schrift fixierten Idiome kleiner, isoliert lebender kulturloser Völkerschaften schneller unterliegen sollen, als die Kultursprachen, und zwar in dem Grade, daß innerhalb einer Generation die Sprache schon ein völlig andres Aussehen erlangt. Ältere Reisende und Missionare haben dies ganz besonders von Amerikanern und Südseevölkern berichtet. Man erzählt, daß die Erfindung neuer Worte hier geradezu eine Belustigung der Weiber und Kinder bildet. Außerdem veranlasse der Aberglaube die Erfindung neuer Wortformen &c. Daß die Sprachen wilder Stämme so gut einem Umbildungsprozesse unterworfen sind, als die der Kulturvölker, ist zweifellos, ob er aber schneller und intensiver vor sich geht, ist die Frage.

Richtig ist, daß Schrift und Litteratur der Sprachveränderung entgegenwirken; andererseits führen beim Fortschritt der Zivilisation die massenhaften Kultureinflüsse ein ganz neues Moment für die Sprachentwicklung ein. Gerade die Zivilisation befördert die Einführung von Fremdwörtern, Abschleifung von Wortformen, Bildung neuer Wortkombinationen &c. Die Schrift allein gibt keine Garantie für die Fixierung des lautlichen Ausdrucks. Orthographie und Aussprache müßten sich sonst in den Kultursprachen decken, während gerade die wichtigsten derselben das Gegenteil zeigen. Außerdem wissen wir nicht einmal, ob jene Angaben über die Veränderung schriftloser Sprachen überhaupt korrekt sind<sup>1)</sup>. Selbst wenn sie für die Südseevölker sich bestätigen sollte, so würde sie doch für die brasilianischen Stämme umsomehr eines Beweises bedürfen, als unsre eignen Beobachtungen entschieden dagegen sprechen. Andernfalls müßte die Sprachvermischung schon längst einen viel höhern Grad erreicht haben, als dies in der That der Fall ist.

Die angeführten Einwände dürfen uns also nicht abhalten, Horden, welche gleiche Sprache reden, zu einem Stamm, Stämme, deren Idiome nur dialektisch verschieden sind, zu einem Volke zu vereinigen. Ernsthafte Schwierigkeiten treten erst ein, wenn es sich darum handelt, solche Völker zu noch höhern Einheiten zusammenzufassen, deren Sprachen in ihrem Wortschatze bereits solche Differenzen zeigen, daß nur eine genauere Analyse ihre Zusammengehörigkeit nachzuweisen vermag.

Die strenge Methode linguistischer Forschung fordert

<sup>1)</sup> Peschel warnt mit Recht davor, die Tragweite willkürlicher Worterfindungen zu überschätzen. Völkerkunde, S. 107.

mit Recht den Nachweis grammatischer Übereinstimmung zur Feststellung der Sprachverwandtschaft, während sich unser Material bis jetzt fast ausschließlich auf dürftige, schlecht transkribierte Vokabularien beschränkte. Grammatikalisch waren bisher von Brasilien nur der Tupi-Guarani und Kiriri bearbeitet<sup>1)</sup>. Durch die Xingu-Expeditionen ist mancherlei Neues hinzugekommen. Wir sind in der Lage, von Karaibensprachen die altertümlichste, von fremden Elementen am wenigsten berührte das Bakairi, von den Nu-Aruak-Sprachen das weitverbreitete Ipurina genauer studieren zu können. Außerdem liegt Material über die bedeutendste Gëssprache das Kayapo und über die Idiome der Bororo und Karaya vor, während eine Reihe anderer Sprachen so vollständig als möglich lexikalisch aufgenommen wurde. Aber was bedeutet das gegenüber der überwältigenden Fülle des Unbekannten!

Was wir bis jetzt wissen, spricht indessen nicht dafür, daß eine Vermehrung des grammatischen Materials die durch methodische Wortvergleiche gewonnenen Resultate wesentlich ändern wird. Nur da, wo die lexikalische Übereinstimmung nicht sehr schlagend ist, wie z. B. bei den Idiomen der Miranhagruppe, wird die grammatische Analyse noch manche neue Aufschlüsse geben. Durch sie werden wir auch vielleicht einmal die bisher noch isoliert dastehenden Sprachen in natürliche Gruppen einordnen, sowie innerhalb der bereits feststehenden Sprachfamilien die ältern primären von den jüngern abgeleiteten Elementen sondern können.

Letzteres wäre besonders für die Nu-Aruak-Dialekte wichtig, die bei ihrer weiten Ausbreitung Umformungen und Zersplitterungen mannigfacher Art unterworfen gewesen sind.

Innerhalb der Tupi- und Gëssgruppe lassen sich jetzt schon mehrere selbständig weiter gebildete Zweige unterscheiden.

Alles dies bleibt jedoch der Zukunft vorbehalten. Wir selbst sind zunächst auf die Verwertung des Wortschatzes angewiesen<sup>2)</sup>.

In dem Reisewerke der ersten Xingu-Expedition hat Dr. v. d. Steinen bereits auf die linguistische Wichtigkeit der Namen für die Körperteile hingewiesen, die mit ungemeiner Zähigkeit in den einzelnen Sprachen festgehalten werden. Sie sind außerdem am leichtesten zu erhalten, daher auch am zuverlässigsten. Schon variabler, aber immer noch bedeutsam genug sind die Bezeichnungen der Himmelserscheinungen und der wichtigsten Dinge des täglichen

<sup>1)</sup> Über die Chaco- und Guyanasprachen sind wir, durch ältere Arbeiten, besser unterrichtet.

<sup>2)</sup> Vgl. die Bemerkungen von L. Adam in C. R. du Congr. d. Améric. 1888, VII, S. 489.

Lebens, wie „Feuer“, „Wasser“, „Haus“, „Waffen“ und „Geräte“. Unbrauchbar dagegen sind die in den amerikanischen Sprachen überhaupt sehr wenig ausgebildeten Zahlwörter, bei deren Notierung überdies gewöhnlich die wunderlichsten Mißverständnisse unterlaufen, sowie die Verwandtschaftsbezeichnungen, deren exakte Aufnahme bei den wilden Stämmen besondere Schwierigkeiten macht, oft geradezu unmöglich ist.

Glücklicherweise bieten die Vokabularien selbst auch noch grammatische Details. Zunächst in den Pränominalpräfixen, die man meist mit den Körperteilen zusammen erhält.

Alle Sprachen, in welchen das Pronominalpräfix der ersten Person *nu* sich findet, stimmen auch in den wichtigsten Vergleichswörtern in auffälliger Weise überein. Für die Gëssprachen sind dagegen charakteristisch die Präfixe *i*, *ä*, *da*, von denen ein jedes einer bestimmten sprachlichen Unterabteilung zukommt, nicht minder das häufige Vorkommen eigentümlicher Konsonantverbindungen, wie *kr*, *kl*, und konsonantischer, besonders palatal auslaufender Endungen. Die Endung *oto* ist in den karaiabischen Idiomen so auffallend häufig, daß eine Sprache schon allein hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit als karaiibische bezeichnet werden kann.

Der Raummangel gestattet es leider nicht, der folgenden speziellen Besprechung der einzelnen Völkergruppen die linguistischen Belege beizugeben. Bei einigen derselben wird dies an andern Orten in ausführlichster Weise geschehen.

Endlich sei noch auf einige ethnologische Thatsachen hingewiesen, welche mit den linguistischen Befunden in bemerkenswerter Weise im Einklang stehen. Gewisse Waffen, Geräte, Ornamente &c. gehören ganz bestimmten, sprachlich klar definierbaren Völkergruppen an. Nur die Gëss und einige Chacostämme zeigen die großen runden Lippenscheiben. Für die Karaiiben sind die baumwollenen Hängematten, für die Aruakstämme die aus Bast geflochtenen charakteristisch, während die Gëssvölker wiederum die Hängematte überhaupt nicht kennen. Im Folgenden werden solche Fakta noch näher erörtert werden.

#### IV.

Die Tupi lassen sich in zwei große Gruppen scheiden, von denen die eine, bereits seit dem XVI. Jahrhundert bekannte die alte Tupisprache bis heute ziemlich rein bewahrt hat, während die Idiome der andern trotz vieler Übereinstimmungen im Wortschatz bereits solche Verschiedenheiten zeigen, daß ihre Zugehörigkeit zu der Tupifamilie nicht über jeden Zweifel erhaben ist, von einigen Forschern, wie z. B. Lucien Adam, sogar geleugnet wird. K. v. d. Steinen hat diese Stämme als „unreine“ Tupi den reinen die *lingua geral* oder deren Dialekte redenden gegenübergestellt.

Kriegerische Tupistämme, größtenteils dem Kannibalis- mus ergeben, bewohnten zur Zeit der Entdeckung nicht nur das ganze brasilianische Litoral von Para bis zum südlichen Wendekreise, sondern erstreckten sich auch noch am untern Amazonas bis gegen die Rio Negro-Mündung, wohin sie nach Acunnas Zeugnis aus dem Innern von Pernambuco und Ceara gelangt sein sollen. Ihre bedeutend- sten Horden waren die Tamoyo, Tupinikin, Tupi- namba, Tupinaë u. a. Als erste Opfer der Zivilisation sind sie als selbständige Völker verschwunden, doch haben sich Reste in der Küstenbevölkerung von Espiritu santo, Bahia, Pernambuco und Para erhalten. Auch die zivilisierte Indianerbevölkerung des untern Amazonas besteht zum großen Teile noch aus alten Tupi, die, mit zahlreichen An- gehörigen anderer Stämme gemischt, hier von den Jesuiten in Missionsniederlassungen vereinigt waren. Als Missions- sprache hat sich das Tupi unter dem Namen der lingua geral auch an den Ufern des Rio Negro ausgebreitet, ob- wohl eigentliche Tupi-Nationen hier ursprünglich nicht existierten. Als nach Aufhebung des Jesuitenordens die Missionen unter weltlicher Herrschaft rasch verfielen, erhielt sich die lingua geral bei den Abkömmlingen der katechi- sierten Stämme bis auf den heutigen Tag, wenn sie auch im untern Amazonasgebiet mehr und mehr der portugiesi- schen Platz macht.

Von den Südtupi oder Guarani der Provinzen São Paulo und Rio Grande do Sul, sowie Uruguays haben sich nur ganz unbedeutende Trümmer erhalten. In diesen Gegenden zeugen fast nur noch die Ortsnamen und die mächtigen Totenurnen (igacabas), welche überall sich finden, wo die alten Tupi hausten, von ihrem Dasein.

Dagegen bilden die Guarani noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung von Paraguay und der argentinischen Nachbarprovinzen Entrerios, Santa Fé und Misiones. Der fünfjährige blutige Krieg der Tripelallianz gegen Paraguay, der fast die gesamte männliche Bevölkerung dieses Landes dahinraffte, hat freilich vieles geändert. Das Mischlings- element wird hier immer mehr das herrschende.

Im äußersten Nordwesten der Republik bis ins südliche Mattogrosso hinein hausen im halbwildem Zustand noch die Kaingua, Kaiowa u. a.

Aber auch noch in Bolivien finden sich die Tupi-Gua- rani vertreten. Die Jesuitenmissionen hielten sich hier am längsten. Die Chiriguano, Siriono und Guarayo waren im Gebiet des Beni und Mamoré schon früh der Kultur gewonnen worden.

Von den Guarani haben sich weiter nördlich zwischen Beni und Madre de Dios noch wilde Horden erhalten, die durch kühne Raubzüge den dortigen Kautschuksammlern gefährlich werden. Wie alle Tupi, sind sie vortreffliche

Schiffer und als solche gefürchtete Fluspiraten. Im übrigen sind sie noch wenig bekannt.

In den unkultivierten Teilen der Provinz Para lebt noch eine beträchtliche Tupibevölkerung im Zustande der Frei- heit. Nur über die östlichsten derselben, die Tembê am obern Rio Acara und Rio Capim, besitzen wir einige Mit- teilungen durch den brasilianischen Forscher Dr. Barboza Rodriguez. Dagegen kennen wir von wilden Tupi auf dem linken Ufer des Tocantins in den obern Gebieten der bei Portel mündenden Flüsse wenig mehr als die Namen. Es sind die Pacaja, Jacunda und Anta oder Tapir- aua; letztere sollen nach meinen Erkundigungen nur drei oder vier Tagereisen nach Westen landeinwärts von dem großen Katarakt von Itaboca hausen. Früher haben sie sich noch mehrfach am Flusse gezeigt, bis einige zur Unzeit abgegebene Schüsse sie verscheuchten. Alle diese Stämme sollen noch keinerlei eiserne Werkzeuge besitzen. Die Anambê am untern Tocantins, am Ende der Strom- schnellenstrecke bei Praya grande, sind vollständig zivilisiert. Aus ihrem Munde zeichnete Couto Magalhães die in seinem Werke „O selvagem“ mitgeteilten Tupilegenden auf. Leider sind sie in den siebziger Jahren bis auf vier Individuen von den Pocken dahingerafft worden. Der westlichste Aus- läufer dieser reinen Tupi scheint der bis zum untern Xingu sich erstreckende Namen der Tecunapeua zu sein, über welchen die erste Xingu-Expedition berichtete. Jenseit des Xingu im untern Tapajozgebiet sind wohl nur noch die Mauhê allenfalls als reine Tupi zu betrachten, während man vor 200 Jahren in diesen Gegenden noch die echten Tupinamba fand, nach denen die Insel Tupinambarana genannt ist. Nördlich vom untern Amazonas sind im Grenz- gebiet von Französisch-Guyana nur noch die Ovampi echte Tupis. Die Araquaju sind ihrer Sprache nach stark mit karaischen Elementen durchsetzt.

Von zentralen Tupi seien zunächst die Apiaka am obern Tapajoz genannt, über welche wir schon aus dem Beginn des Jahrhunderts durch Langsdorff unterrichtet sind. Weiter östlich, am Zusammenfluß der Xingu-Quellströme leben die erst neuerdings von der zweiten v. d. Steinenschen Expedition entdeckten Kamayura. Im Stromgebiet des Araguaya haben wir die zwar noch von keinem Reisenden besuchten, aber bereits im vorigen Jahrhundert mit den Kolonisten im Verkehr gewesenen Tapirapê. An sie schlossen sich endlich die Guajajara, östlich vom mittlern Tocantins, im Grenzgebiete von Goyaz und Maranhão bis zum obern Rio Mearim.

Nach den wenigen bei Severiano da Fonseca<sup>1)</sup> mitge- teilten Wörtern scheinen auch die anthropophagen noma-

<sup>1)</sup> Viagem ao redor do Brasil, S. II.

dischen Parentintin, in den Wildnissen zwischen dem untern Madeira und Purus, zu den reinen Tupi-Nationen zu gehören. Die weiterstreuete Verteilung dieser Völker läßt sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, am einfachsten durch radienartige Ausbreitung von einem Zentrum aus erklären. Schon d'Orbigny hat richtig erkannt, daß der Hauptstrom der Tupi von Süden nach Norden ging. Es deutet alles darauf hin, daß wir ihren Ausgangspunkt da zu suchen haben, wo wir noch heute die kompakteste Masse dieser Völker beisammen sehen, nämlich in Paraguay und Nachbarschaft, sowie in den östlichen Teilen Boliviens. Von hier aus lassen sich drei große Verbreitungslinien verfolgen. Die eine geht quer durch Südbrasilien zur Küste und diese entlang bis Para, eine Abzweigung derselben zieht den untern Amazonas hinauf, eine andre überschreitet den Strom und verbreitet sich bis in das östliche Guyana, wo sich außer den Ovampi auch sonst noch zahlreiche Tupi-Elemente erkennen lassen.

Ein zweiter Zug geht vom Zentrum aus gerade nach Nordosten, bezeichnet durch die Apiaka, Kamayura, Tapi-rapé und Guajajara, welche letztere die Verbindung mit den Küstentupi herstellen.

Die auffällige Gleichheit der Sprachen dieser weiterstreueten Stämme nicht nur untereinander, sondern auch mit der der alten Küstenvölker läßt vermuten, daß diese Wanderungen ziemlich gleichzeitig stattgefunden haben.

Eine Wanderung den Araguaya oder Xingu hinab, wie Martius sie annimmt, ist dagegen nicht nachweisbar, während sie für den Tapajoz, wie wir sehen werden, unwahrscheinlich ist.

Endlich könnte für die westlichen Tupi, repräsentiert durch die Guarayo, Kokama und Omagua, der Madeira oder der Ucayale den Weg nach Norden andeuten.

Viel schwieriger läßt sich die Ausbreitung der „unreinen Tupi“ verfolgen. Die bis jetzt bekannten Völker dieser Gruppe sind: 1) die Mundruku am untern und mittlern Tapajoz; 2) die Yuruna am untern und mittlern Xingu; 3) die Manitsauá nordwestlich vom Zusammenfluß der Xingu-Quellströme, entdeckt durch die erste v. d. Steinensche Expedition, endlich 4) die Auetö

am untern Kuliseu, etwas oberhalb des Zusammenflusses der letztern, zuerst besucht von der zweiten Expedition.

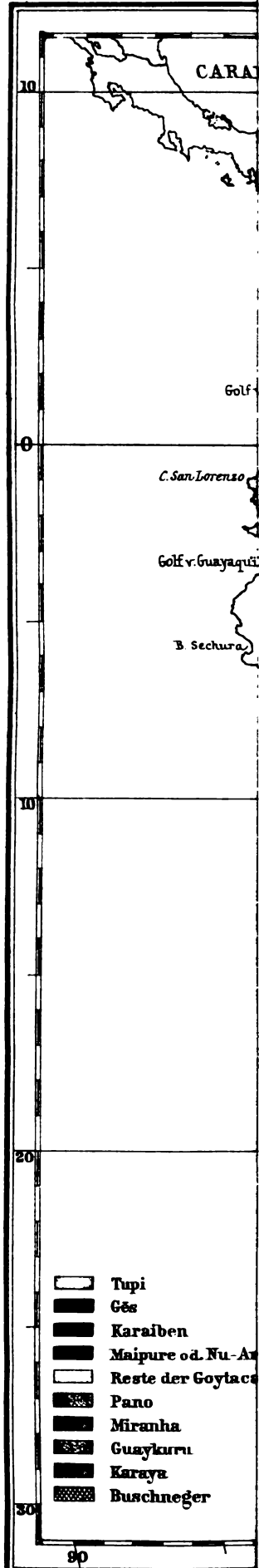
Ihre auffällige Sprachverschiedenheit untereinander sowohl als von den reinen Tupi gestattet nicht, sie als direkte Ausläufer der östlichen Tupi zu betrachten. Ebenso wenig lassen sie sich aus dem Zentrum herleiten. Von einem dieser Völker, den Yuruna, wissen wir nunmehr bestimmt, daß sie auf der Wanderung den Xingu aufwärts begriffen sind und von den obern Xingustämmen keine Kenntnis haben. Während sie zur Zeit der Reise des Prinzen Adalbert nur bis zum 4.° oder 5.° S. Br. hinaufgingen, wurden sie von der ersten Xingu-Expedition wider Erwarten bereits unter dem 8.° angetroffen. Sie werden die obern Stämme vielleicht am Ende des Jahrhunderts erreicht haben. Auch bei den Manitsauá konnte ein nördlicher Ursprung wahrscheinlich gemacht werden, da sie allein von allen Stämmen des obern Xingu Hunde kennen. Doch wußten die Yuruna von ihnen nichts. Es liegt außerordentlich nahe, daß auch die sprachverwandten Munduruku vom Amazonas her den Tapajoz hinaufgezogen sind, statt umgekehrt. Vielleicht sind diese Stämme als nach Osten stromabwärts gewanderte Ausläufer der westlichen Tupis zu betrachten.

Einige Anzeichen sind für eine westliche Einwanderung vorhanden. So berichtet Acunna von den ausgestorbenen Tapajozes, welchen der Fluß seinen Namen verdankt, sie seien aus Peru in diese Gegenden gekommen.

Klarheit kann hier nur eine genauere grammatikalische Erforschung dieser merkwürdigen „unreinen“ Tupi-Idiome schaffen. Es wäre zunächst zu entscheiden, ob dieselben überhaupt als abgeleitete Formen des Tupi aufzufassen sind, oder selbständig entwickelte Schwestersprachen darstellen, und ob sie mehr den westlichen oder den östlichen Dialekten dieser Familie sich anschließen.

Überhaupt dürften unsere Kenntnisse betreffs der Tupi noch eine wesentliche Bereicherung erfahren durch ein eingehendes Studium der von der Kultur noch gänzlich verschont gebliebenen und dabei leicht erreichbaren Stämme der Provinz Para, speziell des untern Tocantins.

Hier harren noch immense ethnologische Schätze ihrer Hebung. (Schluß folgt.)



kem Wuchs. Sprachlich stehen sie den Bisayas, in Sitten und Bräuchen den Mandayas nahe. Die Missionare rühmen ihre Intelligenz. Bei alledem sind sie das unglücklichste Volk des südlichen Mindanao, denn alles macht Jagd auf sie: Moros, Bilanes, Manobos, Bagobos wie Mandayas. Daran sind sie selbst schuld, denn sie leben in ganz kleinen Horden, und in diesen herrscht gegenseitiges Mißtrauen, denn, wenn der Tagakaolo Ruhe von seiten der Feinde hat, so raubt er unter seinesgleichen, ja überfällt sogar verwandte Familien, um Sklaven zu erbeuten. So nehmen unter ihnen Gemetzel und Überfälle kein Ende. Ihre Häuser bauen sie

wie Vogelnester hoch in die Wipfel alter Bäume, auf die Gefahr hin, vom ersten Orkan samt der Krone und dem luftigen Bau auf die Erde heruntergefegt zu werden.

Sie nehmen das Christentum rasch an und wissen in die Verhältnisse des zivilisierten Lebens sich schnell hineinzufinden.

#### Tiruray.

Über die Tiruray oder Teduray (wie sie sich selbst nennen) habe ich hier nichts Neues zu berichten. Es ist möglich, daß ihr Gebiet nach Süden zu weiter reicht, als man bisher angenommen hatte.

## Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse.

Von Dr. Paul Ehrenreich. (Schluß<sup>1)</sup>.)

Die große Völkergruppe der Gēs ist in der ganzen östlichen Hälfte Brasiliens heutzutage die vorherrschende. Martius hat zuerst die Zusammengehörigkeit dieser Stämme erkannt. Er faßte indes den ethnographischen Begriff der Gēs zu eng, vermochte auch noch nicht ihre wohlcharakterisierten Unterabteilungen klar zu unterscheiden.

Die Bezeichnung Gēs wurde von ihm gewählt, weil sich einige der bedeutendsten Stämme dieser Familie in dem Grenzgebiete der Provinzen Para, Maranhão und Goyaz mit Namen nennen, die auf die Endsilbe ges auslauten. Wir müssen heute den Begriff Gēs bedeutend erweitern und vor allem die Völkerschaften der Küstengebirge Ostbrasiliens mit in diesen Kreis hineinziehen. Von einigen derselben, wie den Kamakan im südlichen Bahia, hat übrigens auch schon Martius ihre Zugehörigkeit zu den Gēs vermutet, während er ihr bedeutendstes Glied, die eigentlichen Botocudos oder Burung seiner künstlich zusammengewürfelten Guckgruppe zurechnet, in welche er alles Nichtklassifizierbare unterbringt.

Schon kurze Zeit nach der Entdeckung kamen die Portugiesen an der Küste mit Stämmen in feindliche Berührung, die sich von den relativ hochentwickelten Tupi in auffälliger Weise unterschieden, von letztern selbst als Tapuya<sup>2)</sup> d. h. fremdartige Barbaren, bezeichnet wurden. Die gefürchtetsten dieser Tapuya waren die Aimorē, welche noch heute, unter dem Namen der Botocudos bekannt, in

den Waldgebirgen von Ost-Minas, Espiritu santo und Bahia hausen und zum Teil noch ihre völlige Unabhängigkeit bewahrt haben.

Diese Küsten-Tapuya sind sprachlich fast sämtlich zu den Gēsvölkern zu rechnen. Ein Teil jedoch widerstrebt dieser Einordnung. Es sind dies die jetzt nur noch in schwachen Resten erhaltenen, aber im Beginn des Jahrhunderts noch als bedeutende Nationen bekannten Puri oder Coroados und Koropo, deren Gebiet sich vom Parahyba bis zum Rio doce und nach Westen bis zum Abfall der Hochebene von Minas Geraes erstreckt. Vielleicht gehörten dazu auch die längst verschollenen Arary, Yumetto und Pitta am Parahyba. Alle diese Stämme sind wahrscheinlich identisch mit den erloschenen Goytaazes (Waitaka) der heutigen Provinz Rio de Janeiro, wo sie von den ersten Entdeckern am untern Parahyba angetroffen wurden. Ihre Sprache zeigt so geringe Anklänge an die Gēsidiome, daß wir sie vorläufig als besondere Familie betrachten müssen.

Da sie im Völkerleben Brasiliens nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, so brauchen sie nicht weiter berücksichtigt zu werden. Zu bemerken ist nur, daß der ganz unpassende Name der Coroados, den die Brasilianer einem dieser Stämme gegeben haben, in der ethnologischen Litteratur zu den schlimmsten Konfusionen Veranlassung gegeben hat, da mehrere andere gänzlich davon verschiedene Stämme, wie die Bororo in Matto Grosso und die Kaingang in Parana und Rio Grande gleichfalls so benannt werden. Es kann nicht scharf genug betont werden, daß die drei genannten Stämme weder ethnologisch noch linguistisch das geringste mit einander zu schaffen haben.

<sup>1)</sup> Den Anfang nebst Karte, Taf. 6, s. im vorigen Heft S. 80 ff.

<sup>2)</sup> Die Bezeichnung Tapuya oder korumpiert Tapuio wird heutzutage in den Nordprovinzen Brasiliens unterschiedslos auf alle unabhängigen Indianer angewandt, während man im Süden sich der Bezeichnung bugres bedient.

Die leider noch sehr wenig studierten Gēs bilden vielleicht die ethnologisch interessanteste Völkerfamilie Brasiliens, die einzige, deren Kultur sich in verschiedenen Entwicklungsstufen verfolgen läßt. So sehen wir die östlichsten Gēs in der niedrigsten Form sozialen Lebens verharrend, als rohe Jägervölker, ohne irgendwelchen Ackerbau, unkundig der Topfbereitung, des Spinnens, der Weberei, des festen Hausbaues, der Schifffahrt und des Gebrauchs der Hängematte. Diesen primitivsten Zustand zeigen uns heute noch die Botocuden in typischer Weise.

Auf etwas höherer Stufe befinden sich südöstlich von ihnen die Kamē oder Kaingang der Provinz Parana. Bei ihnen hat der Ackerbau schon erhebliche Fortschritte gemacht, ebenso die Töpferei, noch mehr die Webkunst, in der sie es bereits zur Herstellung grober Zeuge gebracht haben.

Die zentralen Gēs, vertreten durch die großen Nationen der Kayapo und Chavantes, zeigen schon einen ganz beträchtlichen Kulturgrad, der sich vorzüglich in technischer Vollendung ihrer Handarbeiten, straffer Stammverfassung und wohlausgebildeter Sprache kundgibt.

Am höchsten endlich stehen die von der ersten Xingu-Expedition entdeckten Suya, die aber bereits mancherlei von den Nachbarvölkern entlehnt haben. Bei ihnen findet sich eine relativ hochentwickelte Agrikultur, Keramik, Webkunst, fester Haus- und Kanubau. Auch den Gebrauch der Hängematte haben sie übernommen, ohne aber dabei die alte Gēssitte des Schlafens auf dem Boden oder hölzernen Gestellen anzugeben. Abgesehen von diesen letztgenannten, welche in ihrer Kultur kein ganz originelles Bild mehr darbieten, sind allen Gēsvölkern im Gegensatz zu den übrigen Hauptstämmen folgende Züge gemeinsam:

1. Mangel der Hängematte.
2. Geringe Ausbildung der Schifffahrt. Statt der Kanus werden im Notfall Flöße (balsas) benutzt.
3. Die eigentümlichen nationalen Zierate, bestehend in großen scheibenförmigen Pflöcken aus leichtem Holz oder Palmblattrollen, die in den durchbohrten Lippen und Ohren getragen werden. Sie finden sich in ihrer klassischen Form bei den Botocuden und Suya, weniger durchgängig bei den Kayapostämmen und Chavantes.

Ebenso charakteristisch sind die Waffen der Gēs. Stets finden sich zwei Arten Pfeile: die eine mit einseitig gezackter Holzspitze, die andre mit spindelförmigen Rohrmessern.

Ferner führen wenigstens die höherstehenden Stämme die lange, flache, zweihändige Keule, welche bei den primitiven Gēs wie den Botocuden durch einfache Holzküttel ersetzt wird. Die Kultur der Gēsvölker bewegt sich von Osten nach Westen hin in aufsteigender Linie. Wir dürfen

also ihre Urheimat da annehmen, wo ihre Glieder auf ihrer niedrigsten Entwicklungsstufe vertreten sind, nämlich in den Bergwäldern des mittelbrasilianischen Küstengebiets bis gegen den Rio Sao Francisco.

Die von Lund bei Lagoa santa gefundenen Schädel, welche in ihrer Form mit den botocudischen völlig identisch sind, beweisen, wenn auch ihr diluviales Alter noch berechtigten Zweifeln unterliegt, daß botocudenähnliche Stämme schon vor außerordentlich langer Zeit in diesen Gebieten saßen.

Auch die körperlichen Verhältnisse der Gēs zeigen manches Eigentümliche, doch dürfen aus Mangel an Material Schlüsse über ihre anthropologische Stellung innerhalb der amerikanischen Rasse nur mit größter Vorsicht gezogen werden, zumal zwischen den einzelnen Gliedern erhebliche Differenzen vorkommen. Es wäre z. B. völlig verfehlt, von den Gēs im allgemeinen als einer dolichocephalen „Rasse“ zu sprechen, wie dies mehrfach geschehen ist, da gerade ihr wichtigster Zweig, die Kayapo, durch exquisite Brachycephalie ausgezeichnet ist.

Vorläufig ist zu konstatieren, daß der oft besprochene und noch öfter zu haltlosen Hypothesen verwertete mongoloide Typus der Amerikaner bei Gēsvölkern mit besonderer Häufigkeit vorkommt und zwar am auffallendsten bei den Kayapo, weniger bei den Botocuden und am wenigsten bei den Chavantes.

Wenn es gestattet ist, sich des heutzutage fast verpönten Ausdrucks Autochthonen zu bedienen, so läßt sich sagen, daß keine südamerikanische Völkerfamilie mit größerer Berechtigung als autochthon zu bezeichnen wäre als die Gēs, keine ist geographisch so wohl abgegrenzt, keine läßt sich kulturgeschichtlich in ihrer Entwicklung so weit zurückverfolgen, keiner drücken ethnologische, sprachliche und physische Kennzeichen gleichzeitig ein solch festes Gepräge auf, bei keiner endlich begegnet die beliebte Theorie einer Einwanderung der Amerikaner aus Asien, welche die Körpermerkmale dieser Stämme zu unterstützen scheinen, größeren Schwierigkeiten. Die außerordentlich geringe Entwicklung der Schifffahrt, die selbst bei Stämmen, deren Wohnsitze an mächtigen schiffbaren Strömen liegen, nicht über den rohsten Floßbau hinausgekommen ist, während andre, wie die Botocuden, selbst des Schwimmens unkundig sind, spricht vor allem gegen eine Einwanderung aus entfernten Gegenden. Sei dem wie es wolle, sollte einmal die Wissenschaft über so viel Material verfügen, um ernsthaft die Frage nach der Rasseneinheit und dem Ursprung der Amerikaner erörtern zu können, woran wir vorläufig noch gar nicht denken dürfen, so werden die Gēsvölker dabei in erster Linie zu berücksichtigen sein. Schon aus diesem Grunde ist eine genauere Unter-

suchung dieser Stämme die wichtigste Aufgabe, welche der Ethnologie für Südamerika zunächst zu stellen ist. Wird die Gelegenheit dazu, die jetzt gerade so günstig wie möglich liegt, verabsäumt, so wird sich diese Lücke später kaum mehr ausfüllen lassen.

Die primitiven Gësvölker, die man als Urgëß bezeichnen könnte, teilen sich in einen sehr niedrigstehenden nördlichen und einen wenigstens zum Teil etwas höher entwickelten südlichen Zweig. Dieser letztere ist für uns von geringerm Interesse, da seine Stämme ziemlich isoliert geblieben sind und keine nähern Beziehungen zu den großen Gësvölkern des Innern zeigen. Die zahlreichsten und bestbekanntesten derselben sind die Kamē oder Kaingang der Provinz Parana, die von den Brasilianern, wie bemerkt, mit dem ganz abzuweisenden Namen der Coroados bezeichnet werden. Reste derselben finden sich auch noch im Norden der Provinz Rio Grande, über welche Hensel einige Mitteilungen gegeben hat. Sie sind jedenfalls identisch mit den noch wenig bekannten Stämmen des unkultivierten südöstlichen Teils von São Paulo im Thale des Parana panema &c., da deren Waffen völlig mit denen der Kaingang übereinstimmen. Sie werden in São Paulo vielfach, ebenfalls unpassenderweise, Chavantes genannt. Verschieden von ihnen, aber gleichfalls der Urgëßgruppe zuzurechnen, sind die noch gar nicht untersuchten sogenannten „Bugres“ der Bergwälder von Santa Catharina am Quellgebiet des obern Uruguay und Rio Tubarão, die noch neuerdings den vorgeschobenen europäischen Kolonisten gefährlich geworden sind. Bis jetzt hat sich keinerlei Verkehr mit ihnen anknüpfen lassen. Sie werden eben, wo man sie trifft, wie wilde Tiere verfolgt. Über ihre Sprache ist noch nichts ermittelt. Doch ist ihre eigene Namensbezeichnung Sokleug ein echtes Gëßwort. Ebenso tragen ihre Waffen entschiedenen Gëßcharakter. Im Gegensatz zu den Botocuden, mit denen sie sonst in der Lebensweise übereinstimmen, haben sie es bereits zu einer rohen Keramik gebracht. Mißbräuchlich werden auch sie bisweilen geradezu Botocudos genannt, obwohl sie keine Holzpföcke, sondern spindelförmige Harzzerate tragen.

Ob die alte ausgestorbene Küstenbevölkerung, welche an dem ganzen südbrasilianischen Litoral die unter dem Namen der Sambaquis bekannten Muschelhügel aufhäufte, zur Gëßgruppe gehörte, ist einigermassen zweifelhaft.

Brasilianische Gelehrte, wie Lacerda, sehen in ihnen Botocuden. Indessen tragen die gefundenen Schädel mehr den Typus der Pampeos. Die Gëßvölker sind bis jetzt zu sehr als reine „Landratten“ bekannt, als daß man sie sich als Seefischer und Muschelesser denken könnte.

Die nördlichen Urgëß zerfallen in drei Unterabteilungen:

1. Die Burung oder Botocudos zwischen Rio Doce und Rio Pardo, westlich bis zum Rio Cuieté und dem Rio Salsuby Grande in der Provinz Minas geraes sich erstreckend.

Sie allein sind heute noch von Bedeutung und zugleich am besten bekannt. Von keinem brasilianischen Stamme ist eine so große Anzahl von Schädeln nach Europa gelangt und beschrieben worden, was natürlich zu ganz unzulässigen Generalisationen Veranlassung gegeben hat. Trotz der paradiesischen Natur ihres Landes ist ihre Kulturstufe vielleicht die niedrigste, welche bei irgendeinem Volke konstatiert ist, die Australier nicht ausgenommen.

Die beiden andern Gruppen werden nur der Vollständigkeit halber aufgezählt, da sie, wenn nicht etwa schon ganz erloschen, so doch jedenfalls schon stark mit der zivilisierten Bevölkerung vermischt sind. Wir kennen sie nur aus den Schilderungen älterer Reisenden, wie Eschwege, der Prinzen z. Wied, St. Hilaire &c. Es sind

2. die Kamakan, zerfallend in Mongoyo, Menieng und Kotošo, im Anfang dieses Jahrhunderts zwischen dem untern Rio das Contas und dem Rio Pardo hausend.

3. Die Patašoß zerfallend in Kopošo, Paniame, Mašakali und Makuni.

Ihr Gebiet ist der Distrikt Minas novas im nordöstlichen Teil der Provinz Minas geraes.

An die Kamakan schlossen sich früher nördlich bis gegen den Rio São Francisco hin die Massakara<sup>1)</sup>, von denen Martius noch Individuen bei Joazeiro gesehen hat. Sie sind, wie auch ihre verwandten Ponta und Arakuja jetzt verschollen.

Wir gelangen nun zu Stämmen, die, wenn auch wenig bekannt und vielleicht schon erloschen, hier aufgeführt werden müssen, da sie zu den großen zentralen Gëßnationen überleiten.

Es sind dies die Akroa zwischen den Quellflüssen des Parnahyba und dem Tocantins, die mit den jetzt verschwundenen Jeiko am untern Rio S. Francisco und den Goguez am obern Rio do Somno verwandt sind.

Linguistisch stehen sie in der Mitte zwischen den beiden gegenwärtig bedeutendsten Hauptzweigen der Gëß, den Kayapo oder Būs und den Akuä (Chavantes-Cherentes-Sikriaba), so daß die Annahme nahe liegt, daß diese beiden sich von der Akroa Gruppe abgezweigt haben. Übrigens zeigt auch das Idiom der Botocudos noch so viel Anklänge an das der Kayapo, daß auch sie vielleicht eine Wurzel des Kayapostammes darstellen, zumal das alte Nationalabzeichen der Gëß, die Ohr- und Lippenpföcke, sich

<sup>1)</sup> Vgl. Bemerkungen zur Karte.

aufser bei den Botocudos gerade bei den Kayapostämmen in weitester Verbreitung wiederfindet.

Die Kayapo, welche in der Litteratur gewöhnlich als eine schwache, verkommene, dem Erlöschen nahe Horde dargestellt werden, bilden in Wirklichkeit eine der zahlreichsten und kriegerischsten Völkerschaften Brasiliens, vielleicht Südamerikas überhaupt.

Sie zerfallen in einen südlichen, einen nördlichen und einen westlichen Zweig.

Mit den südlichen Kayapo kamen bereits Ende des 17. Jahrhunderts mit den weitervordringenden Paulisten-Banden in feindliche Berührung. Sie bewohnten damals das ganze Land zwischen dem Parana und den östlichen Quellflüssen des Paraguay, Rio Cuyaba und S. Lorenzo und breiteten sich noch über den südwestlichen Teil von Goyaz und jenseits des Araguaya bis zum Rio das Mortes aus. Trotz tapfern Widerstandes wurden sie bald in die Wildnisse des sogenannten Sertão von Camapuan zurückgetrieben, von wo sie lange Jahre hindurch Streifzüge gegen die Ansiedelungen der südlichen Goyaz unternahmen.

Als ihre Angriffe immer bedrohlicher wurden und die ganze Kommunikation mit Cuyaba dadurch ins Stocken geriet, wurde ein großer Kriegszug gegen sie veranstaltet, unter der Leitung des thatkräftigen Gouverneurs von Matto Grosso, Antonio Pires Campos, der ihnen unter Beistand einiger Hundert Bororo eine entscheidende Niederlage beibrachte. Der größte Teil des Stammes soll damals seinen Untergang gefunden haben, während von den Überlebenden die einen nach Norden in die Wildnisse zwischen Araguay und Rio das Mortes, die andern südwärts bis zu den großen Schnellen des Parana entwichen. Als sie später wieder anfangen, Vorstöße zu machen, gelang es, auf gutlichem Wege den Frieden wieder herzustellen.

Eine große Zahl von ihnen legte die Waffen nieder und unterwarf sich dem Statthalter von Goyaz, der nun einige Niederlassungen mit ihnen bevölkerte. Von diesen existiert heute nur noch die bei S. Anna de Parahyba, welche Kupfer<sup>1)</sup> beschrieben hat. Die dort angesiedelten Familien kommen bisweilen in die nächstliegenden Ortschaften von S. Paulo, besonders Piracicaba und Botucatu, um europäische Waren gegen Flechtarbeiten, Strohhüte &c. einzutauschen.

Die damaligen Hauptaldeas, J. José de Mossamedes, Carretão u. a. in der Nähe von Goyaz, welche S. Hilare bereits im tiefsten Verfall traf, sind gegenwärtig aufgelöst.

Es scheint übrigens, als ob noch unabhängige Kayapo am Westufer des mittlern Parana sich erhalten haben. Ganz neuerdings ist man bei Eröffnung einer Urwaldpicade an der Mündung des Iguassu auf Angehörige eines bisher unbekanntes Stammes gestoßen, welche die Guarani sprache nicht verstanden, also wahrscheinlich zu den Gês, speziell den Kayapo zu rechnen sind.

Andre Horden leben noch zwischen Araguaya und den östlichen Quellarmen des Xingu im steten Kampfe mit den Bororo, in deren Gebiet sie übergreifen. Sie werden von den letztern Kayumá genannt und aufs äußerste gefürchtet. Da von ihnen keine Wörter bekannt sind, läßt sich auch nicht entscheiden, ob wir sie als Angehörige des südlichen Zweiges oder als Ausläufer des nördlichen zu betrachten haben, jedoch ist das erstere das wahrscheinliche.

Die Hauptmasse der freien nördlichen Kayapo bewohnt gegenwärtig die unbekanntes Wildnisse zwischen dem untern Araguaya und dem mittlern Xingu. Ein Besuch dieser mächtigen, kriegerischen Stämme, welche hier noch völlig unberührt von europäischem Einfluß ihr Wesen treiben und sobald auch nicht in den Bereich der Kultur zu ziehen sein werden, ist vielleicht die schönste und dankbarste Aufgabe, welche sich eine eigens zu diesem Zwecke unternommene Expedition im Innern Brasiliens stellen könnte. Mit sicherer Aussicht auf Erfolg würde ein solches Unternehmen nur da einsetzen können, wo bereits ein Verkehr sich vorübergehend hat anknüpfen lassen, nämlich bei dem Militärposten S. Maria do Araguaya, wo die schiffbare Flusstrecke des Araguaya endet. Unweit des linken Ufers, dem Presidio fast gegenüber, hat ein Kayapo-Dorf bis zum Jahre 1881 bestanden.

Jetzt sollen ihre Hauptaldeas vier oder fünf Tagereisen westlich hinter der Bergkette liegen, die S. Maria gegenüber auf dem linken Araguaya-Ufer von Süden nach Norden zieht. In der Trockenzeit sind sie vom Flusse durch schwer passierbare, wasserlose Strecken getrennt.

Als Kayapostämme werden zwischen dem Rio das Mortes und Tacaiunas genannt die Ušikrin, Kradaho und Gaviões oder Karakati. Alle sind im fortwährenden Kriegszustand mit den Karaya, besonders die Šambioa nördlich von S. Maria, bei denen sich stets gefangene Kayapoweiber und Kinder finden. Die Knaben werden von den Karaja ohne weiteres in ihren Stamm aufgenommen.

Etwas besser sind wir über die Kayapostämme des mittlern Tocantins informiert, die aufser von Pohl und Castelnau auch schon in ältern brasilianischen Berichten vom Ende des vorigen Jahrhunderts geschildert worden sind. Martius gibt ein Verzeichnis aller ihm aus der Litteratur bekannten Stammesnamen, die meist mit der Endung kran (Haupt) oder gês auslauten. Die wichtigsten

<sup>1)</sup> Zeitschrift für Erdkunde V, S. 244 ff.

Völker sind auf Goyaner Gebiet die Apinagēs, zwischen dem untern Araguaya und dem Tocantins (São Vincente und Boavista), ferner die Karaho oder Makamekran auf dem rechten Tocantinsufer, zwischen Boavista und der Araguayamündung. In Maranhão, wo sie sich früher bis an die Küste erstreckten, werden ihre Horden oft unter der Gesamtbezeichnung der Timbira oder Gamella zusammengefaßt. Sie sind hier noch über die ganze westliche Hälfte der Provinz verbreitet.

Auch in den angrenzenden Teilen der Provinz Para kommen noch den Kayapo verwandte Stämme vor, wie die Temembüs und Akobüs.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts sind die Beziehungen dieser Völkerschaften zu den Ansiedlern ziemlich freundliche. Einige, wie die Apinagēs, zivilisieren sich mehr und mehr, jedoch mag bei den langsamen Kulturfortschritten dieser Gegenden die Ethnologie bei ihnen noch mancherlei Ausbeute zu erwarten haben. Von dem nationalen Gësschmuck haben die Apinagēs noch die Ohrrollen bewahrt.

Die westlichen Kayapo sind die seit 1884 bekannten Suyä, über welche nur auf das v. d. Steinensche Werk verwiesen werden kann. Ihre Sprache ist ein Dialekt der nördlichen Kayapo.

Die Chavantes und Cherentes nennen sich beide selbst mit dem Stammesnamen Akuä und müssen, da auch ihre Sprachen völlig übereinstimmen, als ein Volk betrachtet werden. Ihre Wohnsitze lagen am mittlern und obern Tocantins, zwischen diesem und den westlichen Zuflüssen des Rio S. Francisco. Hier lebten zwischen dem 16. und 18.° S. Br. bis in dieses Jahrhundert hinein noch die den Akuä sprachlich aufs engste verwandten Šikriaba, die in der Besiedelungsgeschichte von Goyaz durch ihre Kriege mit den Eindringlingen eine wichtige Rolle spielten. Dürftige Nachrichten über sie verdanken wir Eschwege und St. Hilaire.

Im Tocantinsgebiet ist diese Gruppe heutzutage durch die Cherentes oder zahmen Chavantes repräsentiert, welche das rechte Ufer des Stromes vom Rio do Somno bis gegen Boavista in zahlreichen Dörfern bewohnen. Trotz langandauernder Kultureinflüsse scheinen auch sie noch reichliches Material von ethnologischem Interesse zu besitzen. Mehrmals sind Abgesandte von ihnen nach Rio gelangt und dort untersucht worden.

Freie Chavantes gibt es zwischen Tocantins und Araguaya nicht mehr. Auch die domestizierten haben sich nur in spärlichen Resten in einigen Ansiedelungen erhalten, besonders in Leopoldina und S. José de Araguaya, die Missionen Carretão und Pilar nordöstlich von Goyaz waren schon zu Castelnaus Zeit in völligem Verfall. Dagegen

hausen die wilden Akuä, die eigentlichen Chavantes, noch völlig unabhängig am Rio das Mortes, wo sie noch kein Europäer aufzusuchen gewagt hat. Der Bericht Dr. Hasslers über sie hat sich bekanntlich als ein Phantasiegebilde erwiesen. In den sechziger Jahren wurden sie am Araguaya selbst noch gelegentlich gesehen, wo sie die Karajahi angriffen. Seitdem hat man an diesem Strome nichts wieder von ihnen gehört. Wohl aber haben sie durch einen mit unglaublicher Frechheit unternommenen Angriff auf eine brasilianische Expedition, die im Jahre 1887 den Rio das Mortes explorieren sollte, von sich reden gemacht. Dieser Zusammenstoß beweist, daß die Chavantes ihren alten Ruf als eines gewalthätigen, streitbaren Volkes noch vollauf rechtfertigen.

Es scheint, als wenn sie erst neuerdings in diese Gegenden eingewandert seien, da sie in den Berichten über die ersten Reisen auf den Rio das Mortes nicht erwähnt werden.

Im Gegensatz zu den Kayapo gehören die Akuä zu den schönsten Indianern Brasiliens. Es sind durchweg große, wohlproportionierte Gestalten von auffallend heller Hautfarbe, in der Gesichtsbildung nur durch die starken, vortretenden Jochbogen, Stumpfnase und leichte Schrägstellung der engen Lidspalte von dem europäischen Habitus sich unterscheidend.

Zu den Akuä möchte ich auch eine Nation rechnen, welche in der Litteratur über Goyaz eine wichtige Rolle spielt und zu einer förmlichen Mythenbildung Veranlassung gegeben hat, nämlich die sogenannten Canoeiros. Alle ältern Reisenden, besonders Pohl, Gardner, Castelnau &c., berichten von ihnen ausführlich, jedoch stets nur nach Hörensagen. Sie werden dargestellt als grimmige Feinde nicht nur der Weißen, sondern auch aller übrigen Stämme und sollen ihre Angriffe hauptsächlich zu Wasser machen. Wegen ihrer staunenerregenden Geschicklichkeit im Schwimmen werden sie geradezu als „menschliche Amphibien“ bezeichnet. Im Landkampfe sollten sie Bluthunde bei sich führen &c. Martius und Couto Magelhães sehen an ihnen Tupihorden, ohne indes dafür genügende Beweise zu bringen, während Pohl mehr geneigt ist, sie mit den Chavantes in Beziehung zu setzen. Aug. St. Hilaire und Castelnau halten sie für Bororo.

Aus meinen Erkundigungen ergibt sich nun Folgendes:

Erstens hat man in Goyaz seit etwa 20 Jahren absolut nichts mehr von Canoeiros gehört, so daß dieselben dort als erloschen gelten. Zweitens sollen die „Canoeiros“ trotz ihres Namens durchaus kein der Schifffahrt kundiges Volk gewesen sein, überhaupt von den größern Flüssen sich ferngehalten und ihre Angriffe nur zu Lande ausgeführt haben. Die Entstehung des Namens der „Kanuleute“ wußte freilich niemand zu erklären. Ist diese Angabe

richtig, so können die Canoeiros mit den Tupi, den tüchtigsten Schiffern unter den brasilischen Stämmen, nichts gemein haben, wären vielmehr der Gösgruppe anzureihen. Da nun ihr angeblicher Verbreitungsbezirk ziemlich mit dem der Chavantes zusammenfällt, so könnten sie recht wohl diesen verwandt sein. Doch wäre auch ihre Zugehörigkeit zu den Bororo nicht ausgeschlossen, da Mitte des 18. Jahrhunderts solche in diesen Gegenden lebten.

Etwas Sicheres wird sich jetzt schwerlich mehr darüber ermitteln lassen. Jedenfalls müßte der Name der Canoeiros von Karten, welche die gegenwärtigen Verhältnisse wiedergeben sollen, verschwinden.

**Karaiben.** — Das wichtigste ethnologische Resultat der beiden Xinguexpeditionen ist die endgültige Lösung der Karaibenfrage. Die Forschungen Humboldts, Schomburgks, Wallace u. a. hatten bereits die ethnographisch-linguistische Zusammengehörigkeit der karaibischen Stämme Guyanas dargelegt, aber der von Orbigny und Martius vertretene Irrtum, in ihnen Abkömmlinge von Tupihorden zu sehen, hatte die thatsächliche Existenz einer selbständigen, weitverbreiteten karaibischen Völkerfamilie in Vergessenheit geraten lassen. Dafs die Karaiben Fremdlinge waren auf dem Boden, auf welchem man sie zuerst antraf, war schon früh erkannt.

Desto mehr gingen die Meinungen hinsichtlich der Urheimat dieser Stämme auseinander. Dafs sie von Norden her über das Antillenmeer an die südamerikanische Küste gekommen, galt lange für das wahrscheinlichste. Indessen wurden schon Ende der siebziger Jahre den Guyana-Karaiben sprachlich sehr nahe stehende Stämme in andern Teilen des Kontinents entdeckt. Severiano da Fonseca konstatierte im tiefsten Innern das Vorkommen karaibischer Völker, wie die Palmellas am Guaporé. Crevaux, der erste Besucher der Rucuyennes im brasilischen Guyana, brachte auch über die Karaibenstämme des obern Yapura, die Karijona und Uitoto, ausführlichere Nachrichten. Lucien Adam verwertete das linguistische Material dieses Forschers zu einer klareren Abgrenzung der Karaiben von den Tupi und Aruakstämmen und vermutete die Urheimat dieser Familie südlich vom Amazonas. Die Entdeckung des merkwürdigen Völkchens der Bakairi im Quellgebiete des Paratinga und Xingu durch Dr. v. d. Steinen brachte dafür die handgreiflichen Beweise. Die Bakairi sind echte Karaiben, deren Sprache einen reinern, ursprünglicheren Charakter trägt als die der Guyanastämme, für welche sie geradezu den Schlüssel bildet. Nicht allein aus dem sprachlichen, sondern auch aus dem kulturgeschichtlichen Befunde konnten die zentralen Teile Brasiliens, die Gegenden zwischen dem Tapajoz und den Xinguquellen, als Ausgangspunkt der karaibischen Völkerstämme bestimmt werden.

Dieses Resultat wurde durch die Ergebnisse der zweiten Expedition noch weiter gestützt. Es zeigte sich nämlich:

- 1) dafs die Bakairi ein viel bedeutenderer Stamm waren, als man früher angenommen hatte;
- 2) dafs ein zweites noch weit zahlreicheres Karaibenvolk dieselben Gegenden bewohnte: die Nahuqua;
- 3) dafs über karaibische Wanderungen nach Norden ganz bestimmte Überlieferungen bestehen;
- 4) dafs noch in neuerer Zeit solche Züge stattgefunden haben.

Die sogenannten Apiaka des untern Tocantins erwiesen sich als reine, den Bakairi nicht nur in Sprache, sondern auch im physischen Habitus sehr nahe verwandte Karaiben, die, von den feindlichen Suya verdrängt, aus den zentralen Gegenden durch das Gebiet des Yuruna hindurch bis an den untern Tocantins gelangt waren, eine Wanderung, die etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts stattgefunden zu haben scheint, da schon Martius diesen Stamm in der genannten Gegend erwähnt.

Die feindseligen, wenig bekannten Horden der Arara oder Yuma, welche vom untern Xingu bis zum Madeira und Purus streifen, gehören wahrscheinlich ebenfalls dieser Nation an, da sie die gleiche Stammestätowierung zeigen: eine beiderseits vom äußern Augenwinkel zum Mundwinkel verlaufende blaue Linie. Doch ist von ihnen noch kein sprachliches Material bekannt. Von den Bakairi und Nahuqua des Zentrums aus haben wir somit eine klare Verbreitungslinie karaibischer Stämme bis zum untern Amazonas und von dort an seinen linksseitigen Zuflüssen aufwärts bis nach Guyana hinein. Die wichtigsten hierher gehörigen Stämme sind die Wayawai, Apalai und Rucuyennes oder Wayanai, südlich von der Tumu Kumackette, sowie die Trio und Galibi, nördlich davon. Am obern Rio Branco und in den angrenzenden Teilen des südlichen Venezuela und Britisch-Guyana hausen die Makusi, Arekuna, Paravilhana, Iporokoto, Makiritarē &c. Im nördlichen Venezuela sind nur noch spärliche Reste früher mächtiger Stämme im domestizierten Zustande erhalten, wie die Chayma und Kumanagoto.

Außer den zentralen und nördlichen Karaibenstämmen gibt es noch einige weitversprengte Glieder dieser Familie, deren Verbreitungsart noch sehr dunkel ist. Die Karijona und Uitoto am Yapura auf columbischem Gebiet schlossen sich sprachlich direkt an die Guyanastämme an, so dafs sie wohl unmittelbar von diesen herzuleiten sind. Schwieriger zu erklären ist das Vorkommen eines noch ganz unabhängigen und erst kürzlich etwas näher bekannt gewordenen Karaibenstammes im äußersten Nordwesten Südamerikas in den Gebirgen der venezuelanisch-columbischen Grenze am rechten Ufer des obern Rio Cesar,

die *Motilon*es. Am unklarsten ist die Stellung der jetzt so ziemlich erloschenen *Pimenteira* in *Pianhy* und *Perinambuco*, deren Sprache trotz vieler karaimischer Wörter so sehr von den übrigen abweicht, daß sie sich nur gezwungen dieser Familie anreihen lassen. *Lucien Adam* wagt dieselbe noch gar nicht als karaimische anzusprechen. Indessen ist die Übereinstimmung in den wichtigsten Probewörtern doch so groß, daß immerhin eine starke karaimische Beimischung bei diesen Völkern anzunehmen ist.

Die wichtigsten weitem Aufschlüsse über die Karaimen wird eine genaue Erforschung der Gegenden zwischen dem untern *Tocantins* und *Xingu*, sowie des obern *Tapajoz* zu geben haben.

Die *Nu-Aruak* (v. d. Steinen) oder *Maipure* (*P. Gilij Lucien Adam*) haben die weiteste räumliche Verbreitung, zugleich auch die kontinuierlichste. Von der Küste des Antillenmeeres ziehen sich diese Völker in einem breiten Streifen nach Südwest bis in die peruanischen und bolivianischen Anden, um dann einen Zweig nach Süden zum obern *Paraguay*, einen andern nach Osten bis in das Zentrum Brasiliens auszusenden. Die schon von *P. Gilij* vermutete Zusammengehörigkeit dieser so weit entlegenen Völker ist neuerdings endgültig durch *L. Adams* und *C. v. d. Steinens* Untersuchungen nachgewiesen, während sie *Martius* mit andern heterogenen Elementen seiner Guckgruppe zugerechnet hatte. Das Pronominalpräfix *nu* der ersten Person charakterisiert schon äußerlich die Mehrzahl der Sprachen dieser Familie. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas bevölkerten *Aruak*stämme das Küstenland von *Columbien* bis zur *Amazonasmündung* sowie die kleinen Antillen, im steten Kampfe mit den von Süden her eingewanderten Karaimenstämmen, durch welche sie mehr und mehr aus diesen Gegenden verdrängt wurden. Geraubte *Aruakweiber* bürgerten ihr *Idiom* bei den Inselkaraimen ein.

Von den *Aruak*stämmen des Küstengebietes haben die *Goajiro* auf ihrer gleichnamigen Halbinsel bis heute ihre volle Unabhängigkeit bewahrt. Auch in *Surinam* finden sich noch *Aruak* unter diesem Namen zwischen der *Orinokomündung* und dem *Surinameflusse*, während im Mündungsgebiete der *Amazonas* diese Stämme so gut wie erloschen sind. Von den *Aruan* der Insel *Marajo* ist aus dem Munde des letzten Überlebenden durch *Ferreira Penna* im J. 1881 ein Vokabular aufgezeichnet worden, welches die Zugehörigkeit dieses *Idioms* zu den *Maipuresprachen* klar erkennen läßt.

In der südwestlichen Ecke von *Britisch-Guyana* bis zum *Ripranco* streichend hausen die *Atorai* und *Wapišiana*; im Südwesten von *Venezuela* und den angrenzenden Teilen *Columbiens* sitzen zwischen dem obern *Orinoko*, *Guaviare* und *Uaupes* die *Maipures*, *Baniva*, *Tariana* u. a. Auf brasilianischem Boden finden sich Reste der *Manao*

am mittlern, des *Aruaki* am untern *Rio Negro*. Auf dem Nordufer des *Solimones* sind zwischen dem untern *Iça* und *Yapura* die *Kanišaua*, *Jumana*, *Passê* und *Uainuma* zu nennen.

Südlich vom *Solimões* erfüllen die *Nu-Aruak*stämme das ganze weite Gebiet zwischen *Madeira* und *Ucayale* bis an die Abhänge der *Cordilleren*. Ihre Hauptmasse sitzt hier am *Purus Coary* und *Jurua*, vertreten durch die *Maraua*, *Katukina*, *Paumary*, *Yamamadi*, *Katanisi*, *Pamana* und *Ipurina*. Letztere zerfallen wieder in eine ganze Anzahl kleinerer Horden unter verschiedenen Namen. Auch die *Manetenery* oder *Katiana* und *Kanamary* am *Rio Hyacu* und *Rio Aquiry* sind sprachlich von den *Ipurine* nicht zu trennen. Im Quellgebiet des *Purus* und *Madre de Dios* hausen die noch wenig bekannten barbarischen *Haitšipari* und *Siriniri*, denen sich am obern und mittlern *Ucayale* die *Piro* und weiter abwärts die *Kampa* oder *Anti* anschließen. Im Zentrum *Boliviens* sind die *Nu-Aroak* durch die halbzivilisierten *Moxos* und *Baure* vertreten, von denen einige Missionen zwischen dem mittlern *Mamoré* und *Guaporé* bestehen. Es folgen nun nach Süden zu die *Guana* am *Paraguay* und die einander nahe verwandten *Tereno* und *Layano* am *Mondego* in der Gegend von *Miranda*.

Die *Pareoi*, zu denen auch die feindseligen *Kabiši* u. a. gehören, schließen sich östlich an die bolivianischen *Nustämme* an und erfüllen das Quellgebiet des *Tapajoz*. Am weitesten nach Osten an den *Xinguzuflüssen* sitzen die erst jetzt entdeckten Stämme der *Mehinaku*, *Kustenua*, *Waura* und *Yaulapiti*, von denen die beiden erstgenannten sprachlich eng zusammengehören.

Die *Nu-Aroak*-Gruppe läßt sich also in fast ununterbrochenem Zuge über 30 Breitengrade verfolgen. Merkwürdigerweise zeigen die Sprachen ihrer südlichsten Ausläufer größere Übereinstimmung mit den nördlichsten als mit den dazwischen liegenden Gliedern dieser Gruppe. Charakteristisch für die *Aruak*stämme ist die hohe Entwicklung, welche die *Keramik* bei ihnen erreicht hat. Am wenigsten zeichnen sich darin die überhaupt auf ziemlich niedriger Kulturstufe stehenden *Purus*stämme aus mit alleiniger Ausnahme der *Katauiši*. Erheblich besser und trotz der primitiven Technik bereits durch künstlerische Wiedergabe von Tiergestalten bemerkenswert sind die Arbeiten der *Nustämme* der *Xingu*. Die höchste Ausbildung scheint die *Töpferei* aber bei den jetzt verschwundenen Völkern der Insel *Marajo* erreicht zu haben. Ihre Produkte wetteifern mit den besten peruanischen und bilden vielleicht überhaupt die höchste industrielle Kunstleistung, zu welcher es die Stämme des östlichen Südamerika gebracht haben.

Die Frage nach der Urheimat und dem Verbreitungswege der Nu-Aruak kann vorläufig noch nicht sicher entschieden werden. v. d. Steinen hat in seinem Werke „Durch Zentralbrasilien“ die bolivianischen Hochlande als Ausgangspunkt angenommen. Jedoch sprechen die Resultate der zweiten Expedition, insbesondere die Untersuchung der Pareci mehr für eine Einwanderung von Norden her. Es würde die letztere Annahme auch am besten mit den Zügen der Karaiben im Einklang stehen. Ebenso stimmt damit die eigentümliche Verbreitung der benachbarten Pano-Gruppe.

Die Pano sind nämlich auf brasilianischem Gebiete nur durch die von Martius irrtümlicherweise den Tupis zugeordneten Karipuna des mittlern Madeira vertreten, während ihre Hauptmasse das östliche Peru bewohnt. Am mittlern und untern Ucayale hausen die wilden, kannibalschen Kassivo, sowie die Konibo und Setibo, auf dem peruanischen Ufer des Javary die Kulino und die ebenfalls feindseligen Majuruna. Auch die Remo und Amahuaka sind wahrscheinlich dieser Familie zuzurechnen. Die eigentlichen Pano des obern Solimoës, die sich der Kultur zugänglich zeigten, sind jetzt fast erloschen.

Die Verbindung zwischen den brasilianischen und peruanischen Gliedern dieser Familie bilden die Pakauara Zentralboliviens. Es divergieren somit die beiden Verbreitungslinien der Pano-Gruppe in einem weiten, nach Nordost sich öffnenden Winkel, welcher eine ganze Anzahl von Aruakstämmen einschließt. Es scheint, als wenn letztere die Pano nach zwei Richtungen auseinanderdrängten. Da die Sprachen dieser Gruppe auffallend übereinstimmen, so muß ihre Trennung vor nicht sehr langer Zeit stattgefunden haben.

Etwas besser steht es mit unsrer Kenntnis der Guai-  
kurugruppe. Dieselbe gehört zwar hauptsächlich dem Gran Chaco auf dem rechten Paraguayufer an, ist aber auch auf brasilianischem Territorium bei Corumba, Miranda und an den Punkten des südlichen Savannengebietes von Matto Grosso vertreten. Schon die ältern Berichte des vorigen Jahrhunderts schildern die nomadischen Reitervölker jener weiten Prärien. Von den jetzt erloschenen Abiponern besitzen wir die klassische Beschreibung des Paters Dobritzhofer. Die Kämpfe der Einwanderer mit den kriegerischen Horden der Guai-kuru (oder Mbaya, Lengua, auch Enimanga, wie sie ohne genauere Unterscheidung genannt werden), dauerten bis in dieses Jahrhundert hinein. Noch neuerdings haben sich die Toba, der mächtigste Stamm der Chaco, hartnäckig der argentinischen Macht widersetzt. Andre Völkerschaften dieser Sippe, wie die Kadioéo, haben sich friedlicher gezeigt. Jährlich erscheinen sie, um Handel zu treiben, in Corumba. Die Kinikinau bei Miranda

Petermanns Geogr. Mitteilungen. 1891, Heft V.

sind nunmehr völlig domestiziert. Martius stellt sie irrtümlicherweise zu den Guana.

Die Miranhagruppe fällt nur noch zum kleinen Teil auf brasilianisches Gebiet. Von den eigentlichen Miranha zwischen dem Jça und unterm Yapura hat man seit Martius Reise wenig mehr gehört. Ihnen zuzurechnen sind jedenfalls die Koeruna, Kuretu und Yupua auf dem linken Yapura-Ufer. Eine andre Reihe von Stämmen weiter östlich bis zum Rio Negro und Uaupes, deren Sprachen untereinander sehr verwandt sind, läßt sich nur mit aller Reserve der Miranhagruppe beordnen, da trotz mancher Anklänge die lexikalischen Differenzen sehr erheblich sind. Von diesen reichen nur die Tukano und Koeu nach Brasilien hinein, die Koreguaye, Pioje und Tama gehören Kolumbien bzw. Ecuador an.

## V.

Folgende Völkerschaften Brasiliens lassen sich zur Zeit noch keiner der größern Familien einordnen, stehen vielmehr gänzlich isoliert da:

im Ostküstengebiet die jetzt erloschenen Kiriri-Sabuja am untern Rio São Francisco;

im Amazonasbecken die nomadisierenden Mura, die Juri am untern Yapura, die Tekuna an der peruanischen Grenze, die Uaupë am gleichnamigen Nebenflusse des Rio Negro;

in Matto Grosso und Goyaz die Trumai im Quellgebiet des Xingu, die Karaya am rechten Ufer des mittlern Araguaya und Xingu, die Bororo zwischen oberm Paraguay und dem Araguayaquellgebiet, endlich die Guato am oberm Paraguay.

Die beiden wichtigsten unter diesen nicht klassifizierbaren Stämmen sind schon ihrer Kopfzahl und weiten Ausbreitung wegen die Bororo und die Karaya, welche auch in körperlicher Bildung sich scharf von ihren Nachbarn unterscheiden.

Die Bororo zeigen drastisch, wie es mit unsern bisherigen Kenntnissen in der brasilianischen Ethnographie bestellt war. Obwohl sie nächst den Kayapo der volkreichste und gefürchtetste Stamm von Matto Grosso und Goyaz sind, ein Gebiet erfüllend, welches dem Deutschen Reiche an Größe gleichkommt, wird noch von Martius ihre Existenz als selbständiges Volk in Zweifel gezogen. Martius kannte zwar die kleine Horde halbzivilisierter Bororo am oberm Paraguay, die zuerst genauer von Natterer, zu unsrer Zeit auch von Rohde beschrieben wurde, hält aber die große Masse der östlichen Bororo, die sich fast bis an die Hauptstadt von Goyaz ausdehnen, für eine „Colluvies gentium“, d. h. aus Indianern verschiedenster Stämme, entlaufenen Negern &c. zu-

sammengewürfelte räuberische Banden ohne bestimmten nationalen Charakter.

Dafs die wilden Horden, welche bis vor ein paar Jahren den Weg zwischen Goyaz und Cuyaba unsicher machten, Ansiedelungen weit und breit niederbrannten, Leute selbst vor den Thoren der Hauptstadt überfielen &c., Bororo waren, war bis vor kurzem vollständig in Vergessenheit geraten.

Man legte auch diesen Stämmen den sinnlosen Namen der „Coroados“ bei, welcher in der brasilianischen Ethnographie schon so viel Verwirrung angerichtet hat. Es ist dies um so verwunderlicher, als schon im vorigen Jahrhundert die Bororo als Bewohner des Cuyabaner Gebietes erwähnt werden. Dieselben scheinen damals sogar auf ziemlich gutem Fufs mit den Weißen gelebt zu haben, da sie sich im J. 1741 als Hilfstruppen gegen die feindlichen Kayapo von Goyaz verwenden liefsen. Eine grofse Anzahl von ihnen wurde an verschiedenen Punkten des südlichen Goyaz angesiedelt. Seitdem ist dann ihre Haltung entschieden feindselig geworden, doch dürfte ein grofser Teil der räuberischen Überfälle im westlichen Matto Grosso den Kayapo zuzuschreiben sein, die ihrerseits wieder erbitterte Feinde der Bororo sind. Die im Quellgebiet des Rio S. Lorenzo hausenden Horden sind in den Jahren 1884—86 unterworfen und zum Teil in zwei gröfsen militärisch bewachten Niederlassungen angesiedelt worden. In der obern derselben, der Kolonie Theresa Christina, hatten wir Gelegenheit, diesen Stamm ziemlich eingehend kennen zu lernen. Im Westen gegen den Araguaya zu, namentlich aber in dem angrenzenden Goyaner Gebiet bis an den Rio Verde, wiederholen sich ihre Angriffe noch jedes Jahr. Vor wenigen Jahren drangen sie sogar bis zu dem 12 legoas von Goyaz gelegenen S. José de Mossamedes vor.

Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich sonach vom obern Paraguay, etwas unterhalb Villa Maria, wo sie bereits seit dem vorigen Jahrhundert pazifiziert sind, bis zum obern Parana; nach Norden zu scheinen sie nicht über das Paratingagebiet hinauszugehen, auch den Rio das Mortes nur in seinem obern Laufe zu erreichen, während in Goyaz der Rio Claro ihre nördliche Grenze bildet. Im Süden dürfte dieselbe durch den Abfall des innerbrasilianischen Plateaus zum Paranathal gegeben sein.

Als reiner Jägerstamm ohne Ackerbau und Schiffahrt nähern sie sich in ihren Kulturverhältnissen sehr den niedern Gësvölkern, mit denen sie auch den primitiven Hausbau und den Mangel der Hängematte gemein haben. Dagegen werden sie in Herstellung von Schmucksachen, wie besonders Federzieraten, und sorgfältiger Anfertigung ihrer Waffen, die übrigens, abgesehen von der fehlenden Keule, ebenfalls entschieden gëartig sind, von keinem südamerikanischen Stamme übertroffen. Ihre wohlklingende, vokal-

reiche Sprache zeigt keine Anklänge an die Gësidome, doch ist wenigstens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs sich ihr Zusammenhang mit den letztern noch wird nachweisen lassen.

Anthropologisch sind die Bororo durch ihre stattliche Körpergröfse, in der sie mit den Patagoniern wetteifern, von hervorragendem Interesse. Ihre stark brachycephalen Schädel zeigen enorme Entwicklung der Stirnwülste. In der Gesichtsbildung finden sich zwei Haupttypen, deren einer durch die mandelförmig geschlitzte Lidspalte und Stumpfnase etwas Mongoloides an sich hat, während der andre mit kräftig vorspringender Adlernase an die Rothäute Nordamerikas erinnert.

Die Karaya (Caraja) kamen ebenfalls ziemlich früh, wahrscheinlich schon Ende des 17. Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Raubzüge des bekannten Paulistenführers Bartholomeu Bueno mit den Einwanderern in Berührung, doch wufste man vor der Reise Castelnaus von ihnen nur sehr wenig, während nunmehr ein ziemlich umfangreiches Material über diese interessante Nation vorliegt. Bis vor kurzem war nur das rechte Ufer des mittlern Araguaya als ihre Heimat bekannt; dieselbe Gegend, wo auch die Paulisten sie antrafen. Sie bilden hier drei grofse Horden: die Karayahi, zwischen S. José etwas oberhalb der Mündung des Rio Peixe bis unterhalb der Nordspitze der Insel Bananal auf dem rechten Ufer des westlichen Stromarms und nur vorübergehend auf dem linken, welches sie aus Furcht vor den ihnen feindlichen Kayapo und Chavantes nicht gern für längere Zeit betreten; die Yavahë, an einem See im Innern des nördlichen Teils der genannten Insel, bisher noch von keinem Reisenden besucht; endlich die Šambioa, in vier grofsen, volkreichen Dörfern zwischen S. Maria und der ersten gröfsen Stromschnelle S. Miguel (6° S. Br.).

Während die erstgenannten schon seit geraumer Zeit mit den Ansiedlern im friedlichem Verkehr stehen, mehr oder weniger auch von diesen abhängig sind, haben die zahlreichern streitbaren Šambioa bis heute ihre Independenz bewahrt, sind sogar mehrfach den Reisenden feindselig gegenübergetreten. Die Yavahë sollen ebenfalls friedfertiger Natur sein, doch hat man bisher erst wenig Individuen dieser Horde zu Gesicht bekommen.

Die erste Xingu-Expedition erfuhr von andern am rechten Ufer des untern Xingu hausenden Karaya, deren Identität mit den gleichnamigen Araguayastämmen durch die bei den Yuruna von ihnen erworbenen ethnologischen Gegenstände sichergestellt ist. Sie sind als alte Erbfeinde von den letztern gefürchtet, greifen auch gelegentlich die dortigen Kautschuksammler an. Noch im Anfang des Jahres 1889 fand dort ein Überfall statt.

Wahrscheinlich erstrecken sich diese Karaya aber viel weiter stromaufwärts. Bei den Kamayura unter 12° S. Br. am Zusammenfluß der vier Quellströme des Xingu wurden von uns Waffen eines feindlichen Stammes der Aruma erworben, welche durchaus denen der Karaya gleichen. Zwischen den beiden Zweigen dieses Volks am Araguaya und Xingu scheinen heute keinerlei Beziehungen mehr zu bestehen. Wenigstens wußten die Šambioa von ihren Stammesbrüdern im Westen nichts. Beide sind heute durch Kayapostämme voneinander getrennt.

Trotz des langen Verkehrs mit den Ansiedlern haben die Karaya ihre nationalen Eigentümlichkeiten mit großer Zähigkeit festgehalten. Vom Alkoholismus und andern Kulturkrankheiten sind sie bis jetzt verschont geblieben. In moralischer Beziehung stehen sie vielleicht an der Spitze aller südamerikanischen Stämme. Auch in Herstellung von Waffen, Hausgerät und Schmuck dürften sie von keinem übertroffen werden. Im Gegensatz zu Martius und andern Autoren sei hervorgehoben, daß auch sie die Hängematte nicht kennen. Sie verfertigen zwar ein ähnliches Gewebe, das jedoch als Umhang benutzt wird, und schlafen darin eingehüllt, auf Matten am Boden. Manches in ihren Geräten und Einrichtungen erinnert an die Gês, doch sind sie im Gegensatz zu den letztern vortreffliche „Wassermänner“ als Canoeiros und Fischer. Auch ihr Ackerbau steht auf einer hohen Stufe.

Ihre außerordentlich undeutlich artikulierte, an auffallend langen Worten überreiche Sprache steht bis jetzt ganz isoliert da. Auch hier ist eine besondere Weibersprache nachweisbar, welche aber nur eine altertümliche Form des Männerdialekts zu sein scheint.

Der körperliche Habitus der Karaya ist sehr gleichförmig. Hohe, sehr lange und schmale Schädel, kräftig vorspringende, meist stark gekrümmte Nasen, kleine, etwa geschlitzte Lidspalten, langes, bald straffes, bald welliges, relativ feines Haar finden sich bei allen. Am wenigsten rein ist der Typus der Šambioa, welche zahlreiche geraubte Kayapo-Weiber und -Kinder in ihren Stamm aufgenommen haben.

## VI.

Wenn wir von den wenigen, noch unbestimmbaren Völkern und denjenigen absehen, welche aus den Nachbarländern nach Brasilien hereinreichen, so ergibt sich, daß die Mehrzahl der brasilianischen Stämme den vier großen Hauptfamilien der Tupi, Gês, Kariben und Maipure oder Nu-Aruak angehört, das ethnographische Bild dieses großen Landes sich also relativ einfach gestaltet. Dabei wird jedoch die Frage: Wie wurde Brasilien, wie wurde Südamerika und endlich der ganze westliche Kontinent überhaupt bevölkert? wesentlich komplizierter als früher. Wäh-

rend man noch in neuester Zeit die Amerikaner frischweg aus Asien herüberkommen liefs und von der Beringstraße, sowie von dem Panama-Isthmus aus mit ein paar kühnen, sich verzweigenden Strichen ihre hypothetischen Wanderungslinien, bis an die Südspitze des Kontinents, in die Karten eintrug, lassen sich jetzt für die vier größten Völkergruppen des nicht andinen Südamerikas allein drei Ursprungszentren nachweisen. Aus dem „Herzen“ des Erdteils verbreiteten sich die Tupi nach allen Richtungen, die Kariben nach Nordosten, während von Norden her die Nu-Aruak, von Osten her die Gês ins Innere vordrangen. Andre Völkerströmungen sind zweifellos von den Kordilleren in das Tiefland herabgekommen, so daß für ganz Südamerika wenigstens fünf verschiedene Ausstrahlungspunkte anzunehmen sind.

Damit stehen wir zunächst am Ende unserer Kenntnis.

Die Frage, wo und wie die großen Stammesfamilien sich gebildet haben, wird wahrscheinlich noch weniger zu beantworten sein, als die nach der Herkunft der arischen, semitischen und hamitischen Völkergruppen unserer Alten Welt. Dennoch wird induktive Forschung uns noch weitere Ausblicke eröffnen können.

Sind erst für alle wichtigsten Stämme Südamerikas die Ausgangszentren und Verbreitungslinien ermittelt, so wird sich vielleicht der Punkt bestimmen lassen, in welchem die Fäden dieses Netzes zusammenlaufen, und die Anknüpfung an die Völkerzüge des nördlichen Kontinents ermöglicht sein. Dann wird auch die physische Anthropologie in der Lage sein, in richtiger Fragestellung die Betrachtung der Amerikaner als „Rasse“ in Angriff zu nehmen.

Sind diese Urvölker ihrem Kontinente entsprossen, sind sie eine Mischung autochthoner Elemente mit altweltlichen, oder sind sie durchweg als Einwanderer von unsrer Erdhälfte her zu betrachten, alles dieses wird sich nach Aufstellung eines „natürlichen“ ethnographischen Systems für ganz Amerika mit ganz anderm Erfolge erörtern lassen als bisher. Vorläufig besteht unsre Hauptaufgabe im Sammeln und kritischen Sichten des mehr und mehr dahinschwindenden kostbaren Materials, wozu in Südamerika wenigstens kaum der Anfang gemacht ist.

## Bemerkungen zur Karte.

Die Karte soll vor allem die gegenwärtigen Sitze der wichtigsten Stämme zur Darstellung bringen. Doch mußten natürlich auch ausgestorbene oder im Erlöschen begriffene berücksichtigt werden, soweit dies für die Veranschaulichung der Völkerzüge und des Zusammenhanges gegenwärtig zerstreut erscheinender Glieder einer größern Familie nötig war. Solche in spärlichen oder seit kurzem verschwundenen Horden sind durch Signatur mit gebrochenem Strich bzw. Punktierung kenntlich gemacht.

Über einen größern Raum verteilte Stämme, die unter verschiedenen Namen bekannt sind, während ihre Sprachen nur dialektische Verschiedenheiten zeigen, sind mit Ringkolorit umzogen.

Die zivilisierte Bevölkerung Paraguays von vorwiegend indianischer Abkunft ist durch Flächenkolorit bezeichnet.

In der Nomenklatur sind möglichst die Namen berücksichtigt, mit denen die betreffenden Stämme sich selbst nennen. Leider sind dieselben erst von den wenigsten bekannt. Viele Namen sind dem Tupi-Guarani, andre europäischen Sprachen entnommen. Für letztere ist die Schreibart der betreffenden Sprache beibehalten; z. B. Chiquito, Chiriguano.

Errata. Ohne Verschulden des Verfassers sind außer Abweichungen von der Orthographie des Textes, noch folgende Fehler im Kolorit zu verzeichnen.

Dasselbe fehlt ganz und ist nachzutragen für folgende Namen:

Mauhë,	} Tupi (gelb);
Guarayo,	
Botocudos,	Gës (dunkelgrün);
Bonari,	} Kariben (hellrot);
Arigua,	
Krišana,	

Waura,	} Nu-Aruak (blau);
Barë,	
Remo,	} Pano (violett);
Amahuaka,	
Koeruna,	Miranha (hellgrün).

Mit falschem Kolorit, rot anstatt grün, sind die Massakara (Gës) angegeben.

Von den Kanamary des Alto Purus sind nur die untern zwischen Purus und Aquiry den Ipurina verwandt; die obern gehören dagegen der Panogruppe an und sind dementsprechend violett zu signieren.

Ebenso sind die Kokama zwischen Purus und Jurua wahrscheinlich gleichfalls Pano (speziell Konibo) und nicht mit dem gleichnamigen Tupi-stamm in Ost-Peru zu verwechseln.

## Kleinere Mitteilungen.

### Der IX. Deutsche Geographentag zu Wien, 1.—3. April 1891.

Zum erstenmal seit dem vor nunmehr 10 Jahren erfolgten Inslebentreten der periodischen Versammlungen deutsch-redender Geographen und Freunde der Erdkunde hat die diesjährige Zusammenkunft außerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs stattgefunden, und zwar in Wien in den Tagen des 1.—3. April. Trotz der frühen Jahreszeit, welche für den Besuch derartiger Wanderversammlungen aus fernern Gegenden gerade nicht günstig ist, und der außerordentlich ungünstigen Witterung, welche gerade während der Reisezeit herrschte und wohl manchen sonst regelmäßigen Teilnehmer zurückgehalten haben mag, erreichte der Besuch doch die Ziffer wie bei den am stärksten besuchten Geographentagen. Fast 700 Teilnehmer und Mitglieder wurden aufgeführt, und von diesen waren ca 100, fast 15 Prozent, von außerhalb Österreichs zusammengekommen, ein Verhältnis, welches annähernd auch auf den bisherigen Geographentagen geherrscht hatte. Unter den Teilnehmern waren die Lehrstühle der Geographie sehr zahlreich vertreten. Ein nur kleines, aber auserlesenes Kontingent von Reisenden hatte sich zusammengefunden. An Afrika-Forschern stellte Wien selbst Dr. Junker, Linienschiffsleutnant v. Höhnel, Dr. Baumann; dazu kamen noch Prof. Lenz, Graf Pfeil und Prof. Rehmann; Asien war vertreten durch Prof. Loczy, Dr. Proskowetz, Prof. Wunsch und Baron Toll, Amerika durch Dr. von den Steinen. Die meisten geographischen Gesellschaften waren durch besondere Abgeordnete vertreten. Der Ruf, welchen Wien gerade in technischer Beziehung durch Herstellung von Karten genießt, hatte die größern kartographischen und geographischen Anstalten zahlreich angezogen. Dafs das militärische Element eine hervorragende Rolle spielte und in den Verhandlungen und in der Ausstellung durch seine Leistungen glänzte, ist in einer Stadt leicht erklärlich, welche eine Anstalt von dem Ansehen und der Bedeutung des Militär-geographischen Instituts in ihren Mauern besitzt.

Durch die zahlreichen Ablenkungen, welche eine an Kunstschatzen so reiche Stadt wie Wien bietet, trat der persönliche Verkehr der Mitglieder mehr in den Hintergrund als auf bisherigen Tagungen. Auch wurde es durch

die ausschließliche alphabetische Aufführung der Teilnehmer in den Präsenzlisten erschwert, die von fernher zusammengekommenen Fachgenossen aufzufinden. Es empfiehlt sich daher, für spätere Versammlungen wieder auf die bisherige Gepflogenheit zurückzugreifen und in der Präsenzliste eine Trennung nach dem Wohnorte der Teilnehmer eintreten zu lassen. So mag mancher erst nach der Rückkehr in die Heimat erfahren haben, dafs Fachgenossen zugegen gewesen waren, denen er durch schriftlichen Verkehr oder Gemeinschaft der Arbeiten nahe stand und deren persönliche Bekanntschaft er gern gemacht hätte. Unübertrefflich steht in dieser Beziehung Frankfurt, allerdings die Stadt der Kongresse, da, welche bereits bei der Eröffnung der ersten Versammlung die erste Präsenzliste brachte.

Die bekannte Gastfreiheit der Wiener bewährte sich auch bei dem Empfange der Geographen. Nicht allein eine Reihe von Privatfestlichkeiten folgte in den wenigen Tagen aufeinander, vor allem wird das glänzende Fest, welches die Stadt in den feenhaft strahlenden Prachträumen ihres Rathauses bereitete, in dauernder Erinnerung bei jedem Teilnehmer verbleiben. Einen zweiten Festabend veranstalteten die Alpenvereine und belebten denselben durch Vorträge in verschiedenen alpinen und österreichischen Mundarten. Da auch im Privatverkehr die sprichwörtliche österreichische Gemütlichkeit zur Geltung kam, die Fremden bei einzelnen sowohl wie bei Behörden und den Verwaltungen der großen Staatsinstitute das lebenswürdigste Entgegenkommen fanden, so konnte ein Mißton nicht aufkommen, und die Geographen haben insgesamt in Wien sich sehr wohl befunden.

Über die Vorträge wird nach dem Erscheinen der Verhandlungen an anderer Stelle im einzelnen berichtet werden. Hier sei daher nur kurz auf dieselben hingewiesen. Dafs österreichische Redner und Österreich besonders naheliegende Beratungsgenossen die Oberhand hatten, ist erklärlich. Die bereits in München getroffene Anordnung, dafs einzelne Sitzungen einem Gegenstande vorbehalten blieben, bewährte sich auch auf dieser Tagung. Mit großer Genugthuung muß es begrüßt werden, dafs der Erforschung der Balkan-Halbinsel eine besondere Sitzung eingeräumt wurde; wohl jedem Teilnehmer hat dieselbe eine Erweite-